



HANS ASBECK

ÜBER DIE LIEBE

VORWORT 2009

EXKURSE

ORPHEUS, EURYDIKE, HERMES

BRIEFWECHSEL MIT KARL FRYE

Nach ersten Rückmeldungen (danke schön!) einige wichtige Klarstellungen und Korrekturen: Auf S. 10 habe ich die Möglichkeit verpasst, mit aller Ausdrücklichkeit das nahe liegende (entscheidende!) Missverständnis auszuschließen, es gehe mir um die Errichtung einer *Norm* für das liebende Handeln. Wenn ich dort schreibe, „Liebe, wie sie hier gemeint ist, wird ja nicht als Ausdifferenzierung eines Seienden konkret“, hätte ich hinzufügen sollen: *so wie man z. B. als Mönch oder als Ritter lebt oder eine gut katholische Ehe führt, nicht als Realisierung eines ins Auge zu fassenden Ideals*, um dann so fortzufahren, wie es schon da steht: *sondern nur als immer neuer Entwurf in einen Möglichkeitsraum hinein, mithin als punktuell schöpferisches Ereignis*. Ich füge weiter hinzu: Es gibt kein Ideal-Modell der Liebe, kein triftiges Liebes-Ideal. Die Orientierung am Absoluten, die (als transzendente Bedingung ihrer Möglichkeit) in jeder erlebten Liebe steckt und die ich rehabilitieren möchte, bedeutet in Wahrheit keinen Anschluss an etwas Übernatürliches (so etwas gibt es nicht), sondern ein In-Anspruch-Nehmen von archimedischen Punkten, ohne die man das Gesellschaftliche, das von Macht bestimmt ist und darum Liebe verhindern muss, nicht transzendieren kann und dem verfällt, was die Gesellschaft an Ersatzbefriedigungen bietet: heutzutage heißt das: einem theapiekontrollierten Warenkonsum. Um moralische Imperative, die mit ausschließlichem Geltungsanspruch etwas gebieten könnten, kann es sich ja schon deshalb nicht handeln, weil sie sich gegenseitig ausschließen: z.B. das Verlangen von Treue und das Gewähren von Freiheit. Hinzu kommt, dass sie den individuellen Menschen in seiner konkreten Situation nicht von seiner sozialen Verantwortlichkeit freistellen: Er muss „verantwortungsethisch“ handeln, d. h. immer auch abwägen zwischen Liebesverlangen und unabweisbaren Pflichten – wobei es in der Regel ja eher so ist, dass man vor lauter Eingespanntsein in Zwänge der materiellen Not, des menschlichen Miteinander und der gesellschaftlichen Disziplin zur „Liebe“ nur in einem eingeschränkten Sinne überhaupt vorstößt. Auch das gibt es und darf nicht denunziert werden: Die Liebe eines Menschen, der sich nicht wirklich hingeben oder nicht treu sein kann, übergriffige Liebe, die den Geliebten fesselt und sich selber entfremdet... Wir sind eben, Preis unserer Paradiesflucht - unserer Vergesellschaftung und naturverlassenen Weltoffenheit - Doppelwesen, und so ist die Liebe ein Relatives-Absolutes. Wenn die Dame auf der Traxler-Karikatur (Rückseite) meine Freundin wäre, würde ich ihr erstmal die Leviten lesen, schon weil sie mit dieser Auftaklung losgezogen ist und ihr Verliebtsein sich leichtfertig zugezogen hat, wo doch Dietmar, obzwar fett geworden, so ein Netter ist und die Kinder auch sie brauchen, bevor ich ihr zugestehen würde, dass natürlich auch sie in diesen Umständen ein Anrecht auf die Liebe hat, die in dieser Ehe anscheinend verloren gegangen ist. Ein anderer Kritikpunkt betrifft, dass ich tatsächlich immer wieder so ganz nebenbei alles Psychotherapeutische in die Tonne trete. Nun wird mich zwar sofort verstehen, wer Foucault oder neuerdings Eva Illouz gelesen hat, ich möchte auch auf einem seriösen Kern meiner Abgrenzung bestehen, die ich im übrigen brauche, um meiner Position Kontur zu geben, aber *derart* polemisch-rhetorisch sollte man es doch nicht machen. Natürlich bestreite ich nicht den Wert und den Sinn von Psychologie, schon gar nicht den von Psychoanalyse, der ich in Liebesdingen noch einmal eine besondere Bedeutung zuresen würde, wogegen ich mich wende, ist Übergriffigkeit: Natürlich können auch Liebende und Liebesbekümmerte therapeutische Hilfe finden, wogegen wir uns wehren müssen, ist der in allen positiven Wissenschaften anzutreffende Wahn der Allzuständigkeit: Nein, erklären können die Psychologen die Liebe nicht (sie ist ein philosophischer Gegenstand, was ich hoffentlich zeigen kann), und so müssen sie sich hüten, Liebesdinge, also Angelegenheiten, in denen Menschen etwas Unbedingtes wollen, über ihren Leisten für das Schuhwerk des Alltags zu schlagen. Es ist die gleiche Zurückhaltung erforderlich, wie sie gegenüber der Religion selbstverständlich ist (niemand hat sich an Padre Pio oder Theresa von Konnersreuth herangewagt, was doch in Grenzen hätte helfen können: die Grenze ist der Glaube) und die der Kunst gegenüber jedenfalls in dem Moment Platz greift, in dem der entsprechende Sonderstatus hervortritt (jeder Therapeut würde sich begierig auf Kafka stürzen, aber nur solange er nicht wüsste, wer das wäre).

Schließlich: Ja, es mag ein Fehler gewesen sein, die Texte in dieser Unfertigkeit, mit so vielen provisorischen Formulierungen, Redundanzen und klumpig-endlosen Satzgefügen und Parataxen schon zum Lesen zu geben. Andererseits kenne ich mich: Wenn ich erstmal mit dem Perfektionieren (was bei mir immer bedeutet: ganz klar und einfach machen, eigentlich hasse ich die deutsche Verquastheit) anfangen, kann es sehr lange dauern ... Ich wollte aber mit Ihnen, mit dir, mit euch *ins Gespräch kommen*. Wenn ihr mich liebt, frisst ihr euch durch.

HANS ASBECK

ÜBER DIE LIEBE

(Arbeitstitel)

Frühjahr und Sommer 2009

Vorbemerkung

Nach Ende meiner Berufstätigkeit vor einem Jahr habe ich begonnen, ein lange schon und immer wieder erwogenes Projekt konsequent zu verfolgen: ein Buch über die Liebe zu schreiben. Um allererste Leser, Mitdenker, Kritiker und Anreger zu finden, lege ich hier zwei Texte vor, in denen der Umriss des Ganzen sowie Ansatz und erste (Hypo-) Thesen deutlich werden. Alles ist noch *sehr* im Fluss und ändert sich alle paar Tage. Auch bin ich gar nicht darauf fixiert, dass es ein *Buch* wird, nicht einmal Veröffentlichung ist ein unbedingtes Ziel. Aber ich studiere doch nachhaltig, lese alles und spinne täglich an einem Faden. It keeps me off the streets. Die Vorstellung eines „Buches“ hilft zu strukturieren und zu sortieren und darf nicht so verstanden werden, als würde da demnächst etwas fertig. *Der zweite Text ist der ältere* und lässt erkennen, wie ich in den nächsten Jahren hauptsächlich arbeiten möchte: an konkretem Material, empirisch und interpretierend. Der erste, das virtuelle „Vorwort“ jenes Buches, umreißt die philosophische und methodische Fundierung des Ganzen. Entgegen gewissen Neigungen, die ich habe, aber kurz zu halten suche, soll sie nicht ausufern und am Ende eher bescheiden daherkommen. Andererseits kann ich es mir nicht antun, einen gewissen Anspruch zu unterbieten: Auf den aktuellen Stand der philosophischen und wissenschaftlichen Diskussion, der mit dem, was ich hier vorlege, sicher noch nicht (immer) erreicht ist, will ich schon gelangen, „in etwa“ jedenfalls, womit ich sagen will, dass es mir nicht um Konkurrenz mit den Koryphäen zu tun ist, nicht um ein Up-to-date-Sein nach fachlichen Kriterien, sondern mehr um so etwas wie einen satisfaktionsfähigen Dilettantismus. Um einen vorläufigen Eindruck davon zu vermitteln, wie mein theoretisches Konzept in ausgearbeiteter Form aussehen könnte, habe ich das *Vorwort* um *Exkurse* ergänzt, die so etwas wie Keimzellen zu möglichen Theorie-Kapiteln darstellen. In nächster Zeit auszuarbeitende Exkurse erscheinen im Inhaltsverzeichnis kursiv gesetzt.

Inhaltsverzeichnis

ÜBER DIE LIEBE: VORWORT	[Juli 2011: teilweise veraltet –
neuer Stand: Eros als Maler]	5
Exkurs 1: Die Liebe und das Absolute	13
Exkurs 2: Liebe als Recycling der Paarung	14
Exkurs 3: Recycling der Liebe als gesellschaftliche Institution	16
Exkurs 4: Unterbietungen und Regressionen	18
Exkurs 5: Der Liebesprozess: Vorschau auf ein Modell	19
<i>Exkurs 6: Die Entstehung der Liebe [liegt inzwischen vor]</i>	
<i>Exkurs 7: Die „romantische“ Liebe</i>	
<i>Exkurs 8: Die Misere von Sex und Liebe in der Gegenwart</i>	
Exkurs 9: Liebe und Politik [liegt inzwischen auch ausgearbeitet vor]	35
<i>Exkurs 10: Liebe jenseits der Paarbeziehung</i>	
<i>Exkurs 11: Passionen (Tiere, Landschaften, Kunst, Heimat, Italien)</i>	
<i>Exkurs 12: Philosophische Referenzen und Methode</i>	
ORPHEUS, EURYDIKE, HERMES	38
EIN BRIEFWECHSEL ÜBER DIE LIEBE (mit Karl Frye)	51
ENDNOTE	66

Über die Liebe

VORWORT

Juli 2011: veraltet – neuer Stand: Eros als Maler

Wenn ein abgerichteter Habicht einen Hasen greift, der zu stark für ihn ist und ihn fliehend durchs Gebüsch zerrt, macht er eine so schlechte Erfahrung, dass man ihn zur Jagd nicht mehr gebrauchen kann: er ist *verprellt*, wie die Falkner sagen. Wenn wir so viele Irrwege eingeschlagen haben, dass wir nicht mehr nach Hause finden, haben wir uns *verirrt*. So besehen, bedeutet *verliebt* zu sein eigentlich mehr als jenes mehr oder weniger angenehme „Bauchgefühl“, von dem man heute leichthin wie von etwas Alltäglichem spricht. Es bedeutet von einem anderen Menschen so angezogen zu sein, dass man nicht mehr loskommt, sich verfangen hat und verstrickt bleibt, so verloren in einem anderen Zustand, dass man in seiner Alltags- und professionellen Kompetenz so eingeschränkt ist wie jener mit Badehose und Gräfin fotografierte Verteidigungsminister, der es nicht bleiben durfte.

Durch diese Vorüberlegung gerüstet, können wir es mit einem denkwürdigen Satz aufnehmen, dessen Interpretation und Kritik die folgende Minimalskizze eines Liebesverständnisses leiten soll:

„Die meisten Leute würden sich nicht verlieben, wenn sie nicht davon gehört hätten.“

Dieser Satz ist eine Frechheit und tut doch gut. Frech ist er, ein unschuldig daherkommender Tabubruch, weil er eine Übereinkunft kündigt, von der ganze Literaturgattungen leben und, nur leicht übertrieben, alle Lieder singen: dass die Liebe in jenem besonderen Sinn, nach dem sie die Menschen unwillkürlich ergreift und in ihren Bann schlägt, unser gemeinsames Schicksal sei. Nein, heißt es nun, die Liebe wird überschätzt; bei den wenigsten ist es überhaupt so, dass sie von allein darauf kämen, sich auf so etwas einzulassen – man darf ergänzen: etwas bekanntermaßen so Anstrengendes, Riskantes, dem Wahnsinn, Mord und Totschlag Nahestehendes. In der Regel verlockt uns zur Liebe erst das übertriebene Gewese, das um sie gemacht wird, Versprechungen minderer Glaubwürdigkeit.

Gut tut der Satz, weil das, was man von der Liebe hört, in den Romanen zu lesen und im Kino zu sehen bekommt, wie nichts anderes von Kitsch und falschen

Gefühlen trieft. Geht es nicht wirklich eine Nummer kleiner und realistischer? Die Liebe, die gern als „romantische“ oder „große“ daherkommt, während die Teenager sich gern „unsterblich“ verlieben, ist sie nicht *eine bloße Option* unter anderen, und zwar eine recht fragwürdige?

Dass es auch anders geht, ist deutlich genug: Die menschlichen Gesellschaften haben es an sich, dass sie den Bedürfnissen ihrer Mitglieder Rechnung tragen und Mittel zu ihrer Befriedigung bereitstellen: Neben den Kasernen stehen die Bordelle, man geht, früher mit Hilfe von Kupplerinnen und Heiratsvermittlern, heute übers Internet passende, wohl kalkulierte Beziehungen ein, findet jemanden am Traumstrand oder auf der Bildungsreise, nimmt, wenn etwas schiefgeht, die Telefonseelsorge oder eine Psychotherapie in Anspruch usw.; all das geht ohne in jenem besonderen Sinne verliebt zu sein oder zu „lieben“; nur die schönen *Worte* müssen fallen, jedenfalls beim Heiraten, in den Todesanzeigen und bei den ersten Versuchen der ganz jungen Leute (noch der knappste Reiseführer für sie übersetzt das unvermeidliche „Ich liebe dich“ in die Landessprache).

Was zeichnet demgegenüber die Option „Liebe“ aus? Prägnant bringt der junge Werther den Unterschied auf den Punkt:

Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, dass er sich ganz ihr hingibt. Und da käme [...] ein Mann, der in einem öffentlichen Amt steht, und sagte zu ihm: „Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müsst ihr menschlich lieben! Teilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen. Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Notdurft übrig bleibt, davon verwehrt ich Euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwas zu ihrem Geburts- und Namenstage“ etc. – Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er Künstler ist, mit seiner Kunst.

(Am 26. Mai, Hbg.er Ausg. S 16)

Einiges wurde schon genannt; ergänzen wir: die Sehnsucht nach der ewigen Lust, nach der rückhaltlose Hingabe, nach der vollendeten Verschmelzung (Einfleisch-Werden), nach dem ewigen Besitz. Wer die Liebe wählt, entscheidet sich dazu, aufs Ganze zu gehen und sich erst mit dem Unbedingten und niemals Endende zufrieden zu geben: Ich öffne und entblöße mich vollkommen, um so erkannt zu werden, wie ich den andern erkennen will: zur Gänze. Ich brauche hier wie nirgendwo sonst die Auflösung jeder Angst, zurückgewiesen oder verlassen zu werden, strebe nach totaler Aufgehobenheit und Verlässlichkeit, während Marmor, Stahl und Eisen ruhig brechen sollen.

Andererseits will ich den anderen, gerade ihn, ganz so, wie er ist, und ich will selber keineswegs das Medium seiner Selbstverflüssigung sein, sondern als der begehrt und in äußerste Nähe gerissen sein, der ich bin und bleiben will. Ich will sogar mehr: Er soll mich nicht festlegen auf irgendein Bild, das er sich von mir macht, noch nicht einmal darauf, wie ich mir selbst erscheine oder wirklich bin: Ich will noch in dem geliebt werden, was erst noch aus mir heraus will, was noch nicht ist, was ich schaffen werde.

So jedenfalls steht es in den Büchern, hiervon hat man in der Regel gehört, bevor man sich verliebte. Man kann freilich auch wissen, wie es in der Regel ausgeht: Enttäuschung, Verzweiflung, Selbstverlust, Vereinsamung, Umschlagen in Hass und Gewalt sind kaum anderswo so angesagt wie in Liebeszusammenhängen. Auch der junge Werther endet ja in einer Blutlache, und in der Zeitung liest man noch Schlimmeres.

„Die meisten Leute würden sich nicht verlieben, wenn sie nicht davon gehört hätten“: Eine sinngemäße Fortsetzung dieses Satzes könnte demnach lauten: „Und dies wäre auch besser für sie (gewesen)“, denn wenn die Erfüllung des Liebesbedürfnisses auch auf soziable Weise möglich ist, warum soll man sich dann auf etwas Maßloses und, wie die Erfahrung lehrt: Riskantes, asozial Machendes, Delinquenzträchtiges kaprizieren?

Immerhin gibt es sie bis heute, die zwischen die „Leute“ in ihrer Mehrheit versprengte Minderheit derer, die sich unter allen Umständen verlieben. So wenig sie es nötig haben, vom Hörensagen oder durch Lektüre auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht zu werden, so wenig geben sie sich zur Stillung ihrer erotischen Bedürfnisse mit den herrschenden Angeboten zufrieden.

Auf die Seite dieser Resistenten und Renitenten schlagen sich die folgenden Untersuchungen, aber nicht einfach aus – zugegebener – Sympathie, sondern weil diese Resistenz und Renitenz den Verdacht nahe legt, dass die Institutionen und der Konsum den Liebeswunsch nicht wirklich erfüllen.

Warum Menschen mehr wollen, und zwar anscheinend immer schon, darauf kann man antworten, dass wir eben keine durch und durch sozialisierten, sondern in Anteilen immer noch Naturwesen seien, und dass es bei der hier anzutreffenden Triebstärke nur logisch sei, dass die Natur sich gerade hier aus ihrer gesellschaftlichen Kanalisierung befreie, sich „Bahn bräche“.

Dagegenzuhalten ist, dass zumindest heutzutage doch für nichts besser gesorgt ist als für die Befriedigung des Sexes – diesseits aller „Liebe“. Und dass es trotz der triebdynamischen Grundlagen ihres Begehrens und obwohl sie in der Regel - interessanterweise keineswegs immer!! – auf das sexuelle Erlebnis aus sind, den

Liebesgetriebenen nicht um dieses selbst geht, sondern um das, was es transportieren kann: jenes Ganze, Unbedingte, Unendliche, von dem die Rede war.

Gründe hierfür finden wir seit alters in Philosophie und Religion: Eine ewige Seeligkeit gebe es wirklich, vor allem andern sei die Liebe eine Brücke zu Gott, zum wahren Sein, zum Guten schlechthin, in einer Geistsphäre oder in Gott verschmelzen die Seelen miteinander in mystischer Union; in der vorbildlichen Gottesliebe sei jeder Einzelne als der, der er ist, vollständig durchschaut und zugleich vollständig anerkannt, noch bei Hegel bedeutet Liebe sich im Anderen zu verlieren um sich in höherstufiger Synthese mit ihm wiederzugewinnen...

Solche Vorstellungen sind passé, sollen im Folgenden aber nach ihrem Wahrheitsgehalt entschlüsselt werden. Hier sei vorweggenommen: Er besteht darin, dass die Menschen, als gesellschaftliche Wesen aus den Naturzwängen entlassen und ins Offene autonomer Selbstgestaltung gewiesen, das natürlich vorgegebene Muster der geschlechtlichen Vereinigung nur dadurch ohne den immer möglichen Rückfall in die Tierheit nachvollziehen, nur dadurch in eine humane Form bringen können, dass sie jene Absolutheitsvorstellungen entwickeln, denen darum aber *keine objektive Wirklichkeit* zukommt: Einander-Erkennen bis in die tiefsten Verästelungen, Ein-Fleisch-Werden (= totale Verschmelzung), dabei unbedingte Anerkennung auch der Eigenständigkeit und Unvertrautheit des Anderen, der in keinem „Bild“ verfügbar zu machen ist, Unendlichkeit der Hingabe, der Fürsorge, der Treue... – das alles „gibt es“ nicht als feststellbare Tatsachen, es sind *notwendige Orientierungspunkte am Himmel eines Möglichkeits- oder besser Hoffnungsraumes, in den hinein die Menschen immer etwas noch nicht Dagewesenes schaffen müssen*, wollen sie auf „würdige“ Weise *aus Zweien Eins machen* – und weder bei dem stehen bleiben, was die Tiere so problemlos erledigen, noch bei dem, was die Gesellschaft bietet: effektive und realistisch begrenzte, auf Sozial- und Psychoverträglichkeit kontrollierte Bedürfnisbefriedigung im Rahmen von Institutionen und durch Konsum.

So besehen, verliert die „Option“ Liebe sowohl ihre Unverbindlichkeit als auch den Schein ihrer Überholtheit und Regressivität:

Erstens ist sie das Ältere, Urtümliche: Der Natur erwachsen, entsteht sie gleichursprünglich mit der Gesellschaft als ein eigener Möglichkeitsraum jenseits der gesellschaftskonstituierenden Macht, in dem die Individuen sich zur Natur zurückwenden und je zu zweit etwas realisieren, was gesellschaftlich nicht durchgehen würde, weil es sich am Absoluten orientiert – das es zwar nicht gibt, das aber Hoffnung auf jene Transzendenz des Faktischen konstituiert, ohne die Menschensubjekte sich nicht als solche verbinden könnten.

Die Bedingungen der Möglichkeit von Liebe erwachsen in der Natur und erwachsen ihr *mit* dem Entstehen der menschlichen Gesellschaft, in der sie auf spezifische Weise zusammenwachsen und eine kritische Masse bilden, Stoff für die unterschiedlichsten Formen des Explodierens. „Liebe als gesellschaftliche Institution“ entsteht schon als Reaktion auf diese kritische Masse: nicht unmittelbar nur als Stillung sexueller Bedürfnisse, sondern immer schon als gleichzeitiger Domestikationsversuch und als Surrogat absolut orientierter Liebe, die sie ihrer Macht unterwerfen möchte ohne verhindern zu können, selber durch sie - als eine Veranstaltung der Macht - kritisch zurückgespiegelt zu werden:

Zweitens ist sie das Menschengemäßere, des Menschen Würdigere, und zwar deshalb, weil nur sie aus dem Menschen als *ganzem* fließt, während Liebe als Institution zwar auch die Bedürfnisse bedienen kann, aber immer nur als je vom Ganzen der Person isolierte: deren Sex, deren Nähe-, deren Anerkennungsbedürfnis – niemals aber die Ganzheit der Person selbst, die nur *von sich aus* lieben kann und dafür Distanz und Autonomie sowohl den Zwängen als auch den Angeboten der Gesellschaft gegenüber benötigt.ⁱ

Damit wäre alles beisammen, was das hier vertretene, im Folgenden ausführlich zu erarbeitende, argumentativ zu begründende, von anderen Theorien abzugrenzende Liebesverständnis ausmacht, das es dann in der Empirie zu füllen gilt: Liebe, wie sie hier gemeint ist, wird ja nicht als Ausdifferenzierung eines Seienden konkret, sondern nur als immer neuer Entwurf in einen Möglichkeitsraum hinein, mithin als punktuell schöpferisches Ereignis. Solchen Ereignissen werden wir in literarischen Texten und anderen Zeugnissen der Liebe aus alten und neuen Zeiten nachspüren. Was sie ist, richtiger: was in ihr steckt, erschließt sich nur in solchen Auslotungen, die aber Expeditionen ins Unbekannte bleiben müssen und zu keiner Inbesitznahme führen.

Abschließend sei der Spruch, von dem wir ausgegangen sind, im Sinne des hier vorweggenommenen Liebesverständnisses variiert und ausgeführt:

Wenn es wahr ist, dass die meisten Leute sich erst verlieben, wenn sie davon gehört haben, dann deshalb, weil die erotischen Bedürfnisse sich auch auf andere, vielleicht vernünftiger Weise stillen lassen: durch ein bereitliegendes gesellschaftliches Angebot (Institutionen und Waren), dem gegenüber die Versprechungen einer unbedingten Liebe eine überflüssige und vielleicht gefährliche Verlockung darstellen. Wenn es aber auch wahr ist, dass einige diese Verlockung nicht brauchen und sich von alleine verlieben, obwohl auch ihnen die Möglichkeiten weniger anspruchsvoller und risikofreier Zufriedenstellung bekannt sind, dann verweist dies darauf, dass das gesellschaftliche Angebot eben

doch eine Lücke lässt: mit der man leben kann, aber nicht zur Erfüllung des Menschenmöglichen gelangt. Tatsächlich ist die Liebe nicht wie der Sex oder das Bedürfnis nach Nähe oder der Hunger den Menschen fest eingepägt, sondern nur eine Möglichkeit: die ergriffen werden will, die uns durch die Romane und Filme schmackhaft gemacht wird, die manch einen aber auch überwältigt, die erlebt wird als etwas, das *uns* ergreift. Von Natur aus so wenig vorgesehen wie von der Gesellschaft, entsteht sie mit dem Menschen selbst als ein utopischer Hoffungsraum, zu dessen Erfüllung es schöpferischer Kräfte, der Distanz vom Vorgegebenen, einer Autonomie, des Willens und des Mutes zum Unbedingten bedarf.

Wenn sie heute nur noch eine Option ist oder immer schon nur eine war, so doch die, ohne die man eine wesentliche, eigentümliche Möglichkeit des Menschseins nicht ausschöpfen konnte und kann. Was ihr gegenübersteht, ist heute ein von „Liebes“-Propaganda begleitetes Angebot umfassender Bedürfnisbefriedigung, das zwar vorgibt den Liebewunsch hinreichend zu erfüllen, als bloßes Surrogat für ein von den Menschen selber zu Schaffendes dieses Versprechen aber nicht einlösen kann. So verlieben sich die meisten wahrscheinlich in einem Vertrauen auf Versprechungen, zu deren Einlösung nur Surrogate zur Verfügung stehen,

und ohne jenes aus innerer Stärke und Autonomie erwachsende Vertrauen zu sich selbst, ohne das die wirkliche Liebe nicht geht. Statt sie aber auf die Surrogate zu verweisen, auf die Institutionen, Therapien und Waren und sie zu den scheinbar Vernünftigen bekehren zu wollen, die längst damit auskommen und sich mit einer Erotik ohne Liebe zufrieden vorkommen, muss man sie bestärken und ihnen in Anlehnung an den alten Kant zurufen: Habet Mut euch jener Liebesfähigkeit zu bedienen, die aufs Ganze geht, das Unbedingte will und etwas Neues schafft. Weil ihr Menschen seid, steckt sie in euch.

Kein Wunder also, wenn viele gar nicht von sich aus auf so etwas kämen, sondern der Anregung und Stütze durch das Hörensagen, die Romane und Filme bedürfen. Man muss es nur richtig verstehen und die richtigen Konsequenzen ziehen. Es ist kein Zeichen für die Überflüssigkeit der Liebe, sondern dafür, dass der trügerische Schein, für unsere Erotik sei schon gesorgt, nur noch schwer zu durchdringen ist. Falsch wäre es – im Sinne des gesellschaftlichen Funktionierens freilich genau richtig! – daraus zu folgern, man solle den Leuten eben nicht mehr diese überflüssigen und gesundheitsschädlichen Rosinen in den Kopf setzen. Richtig wäre das Gegenteil: Die Wahrheit herausstellen, die in diesen Rosinen steckt: dass wir ohne Liebe, ohne das machtlose Begehren des Unbedingten

in der Vereinigung mit einem Anderen, gar keine richtigen Menschen sind und eine Chance zur Herstellung menschlicher Verhältnisse verschenken.

Vielleicht ist es wirklich so, dass die meisten Leute sich erst verlieben, wenn sie davon gehört haben. Denn die Liebe ist nicht wie der Sex oder das Bedürfnis nach Nähe oder der Hunger den Menschen fest eingepägt, sondern nur eine Möglichkeit: die man zwar ergreifen muss, wenn man wirklich ein Mensch sein will, ein „Mensch“ im vollen Sinne des Wortes, die sich aber nicht von selber einstellt, von Natur aus so wenig wie als Gabe der Gesellschaft. Manche, so muss man befürchten, sind ihrer gar nicht fähig, weil es zu ihrer Realisierung eines stärkeren Antriebs, eines größeren Kraft, eines größeren Maßes an Mut und Unabhängigkeit braucht, als in Gesellschaften, die auf Macht, Unterdrückung und Ungleichheit beruhen, jedem Einzelnen und auch den minder Privilegierten abverlangt werden kann. Wenn heute die Mehrheit es zwar wagt sich zu verlieben, auf diese Möglichkeit aber erst gestoßen werden muss – durchs Hörensagen und natürlich die Literatur und die Filme - dann heißt das weder, dass sie in ihnen nicht angelegt wäre, noch, dass sie sie auch ausleben könnten. Heute steht vielmehr einer alles durchdringenden, vor allem kommerziellen „Liebes“-Propaganda ein Angebot umfassender Bedürfnisbefriedigung gegenüber, das zwar vorgibt den Liebewunsch zu erfüllen,

als bloßes Surrogat für ein von den Menschen selber zu Schaffendes dieses Versprechen aber nicht einlösen kann. Die meisten verlieben sich wahrscheinlich in einem Vertrauen auf Versprechungen, zu deren Einlösung nur Surrogate zur Verfügung stehen, und ohne jenes aus innerer Stärke und Autonomie erwachende Vertrauen zu sich selbst, ohne das die wirkliche Liebe nicht geht. Die Minderheit, die diese Versprechen nicht braucht, ist in einer besseren Ausgangslage, aber auch nicht gegen den Betrug durch die Surrogate gefeit. Beiden ist in Anlehnung an Kants Aufklärungspropaganda zuzurufen: Habet Mut euch jener Liebesfähigkeit zu bedienen, die aufs Ganze geht und das Unbedingte will. Denen ganz unten, denen solches zuzurufen man sich schämen würde, ist nur politisch zu helfen. Aber dass starke und wirksame Antriebe dazu gerade aus einer Besinnung auf die menschenwürdige Liebesoption erwachen kann, die man kaum wird ergreifen können ohne sich zugleich das Liebesinteresse *aller* Menschen zu eigen zu machen, ist auch keine grundlose Hoffnung.

Exkurs 1: Die Liebe und das Absolute

Nietzsche hat im Antichrist das stärkste Argument nicht bloß gegen die Theologie, sondern auch gegen die Metaphysik ausgesprochen: dass Hoffnung mit Wahrheit verwechselt werde; dass die Unmöglichkeit, ohne ein Absolutes zu denken, glücklich zu leben oder überhaupt nur zu leben, nicht für die Legitimität jenes Gedankens zeuge. [...] Am Ende ist Hoffnung, wie sie der Wirklichkeit sich entringt, indem sie diese negiert, die einzige Gestalt, in der Wahrheit erscheint. Ohne Hoffnung wäre die Idee der Wahrheit kaum nur zu denken, und es ist die kardinale Unwahrheit, das als schlecht erkannte Dasein für die Wahrheit auszugeben, bloß weil es einmal erkannt ward.

(Adorno, *Minima Moralia* S. 110 f.)

Bezüglich der oben angestellten Überlegungen drängen sich Präzisierungen, Korrekturen und Ergänzungen auf; zunächst eine Bestätigung: In der Tat: ohne Absolutes zu denken, kann man so wenig lieben, wie man überhaupt leben kann. Fassen wir zusammen, ergänzen und präzisieren wir, worin es in dieser spezielleren Perspektive besteht:

Umfassende „Erkenntnis“ des anderen wie seiner selbst durch den anderen; rückhaltlose Hingabe und absolutes Vertrauen; vollständige Hingabe und restlose Verschmelzung auf immer; Ewigkeit der Lust und Unverbrüchlichkeit der Bindung noch über die Grenzen des Todes hinaus. Uneingeschränkte und bedingungslose wechselseitige Anerkennung in Freiheit.

Gerade mit Bezug auf die Liebe haben uns Religion wie Metaphysik nun in der Tat mit den elaboriertesten Vorstellungen davon versehen, wie dies alles wirklich und widerspruchsfrei ins Werk zu setzen sei bzw. seit je die göttliche oder vom Geist bestimmte Ordnung der Welt bestimme: Unio mystica der Seelen miteinander im Noetischen oder in Gott, bei Hegel: Sichverlieren im Anderen um sich in höherstufiger Synthese mit diesem wiederzugewinnen, ewige Seligkeit, vollständiges Durchschautsein in der Erkenntnis bei ebenso vollständiger Aufgehobenheit jedes besonderen Einzelnen in der Liebe Gottes... Solches ist nicht wiederaufzuwärmen. Aber es hat, ganz im Sinne Adornos, der sich hier vor Nietzsche schon auf Kant hätte berufen können, der ja zusätzlich noch die auch in der Liebe wie schon gezeigt hervortretende Widersprüchlichkeit und Unvereinbarkeit der absolut gesetzten Fluchtpunkte (Verschmelzung vs. Anerkennung, Bindung vs. Freiheit!) durchschaut und bearbeitet hat („Skandal der Vernunft“), die *Wahrheit der Hoffnung*, ohne welche die Menschen der inhumanen Faktizität des Unabänderlichen, wir können übersetzen: der gewaltsamen

gesellschaftlichen Verfügung über die Liebe, preisgegeben bleiben. Um dem Missverständnis zu entgehen, die Ziele der Liebe hätten wenigstens in einem Reich des Möglichen eine feste Heimstatt, wollen wir deshalb lieber vom *Hoffnungsraum* statt vom Möglichkeitsraum sprechen, den die Liebe eröffne, metaphorisch auch von orientierenden Leitsternen am Himmel, die es ja auch – nicht anders als der Liebeshimmel selbst – an sich haben, dass man zu ihnen nicht hingelangt.

Exkurs 2: Liebe als Recycling der Paarung

Da wir aus der Natur kommen, können wir den Liebesprozess als ein Recycling des tierischen Fortpflanzungsgeschehens verstehen: Damit Zellen verschiedener und geeigneter Individuen so verschmelzen können, dass lebensfähiger Nachwuchs entsteht und überlebt, müssen Individuen einander anziehen, als passend identifizieren, einander auswählen, aneinander andocken und sich aneinander binden: Man nennt es auch Balz. Wird dieses Spiel nun von Menschen gespielt, hat zuvor eine radikale Umbesetzung der Rollen stattgefunden, die dem ganzen Vorgang ein neues Gesicht gibt oder besser: die Möglichkeiten zu vielen neuen Gesichtern.

Geblieben sind die Körper, grundlegend verändert sind deren *Ladungen*. An die Stelle je eines Ensembles unbewusster, instinktgesteuerter Reaktionen auf Körperzustände, das alles, was nötig ist, standardisiert ablaufen lässt, ist je ein Ich getreten, durch das alles in neue Dimensionen gehoben und so kompliziert wird, dass man es für unmöglich hielt, hätte man nicht davon gehört (wichtiger noch: in Büchern wie dem „Werther“ gelesen).

Ein Ich funktioniert nicht mehr wie ein Naturwesen bewusstlos in einer es umschließenden Umwelt, mit der es über die Instinkte fest verdrahtet ist, in zeitloser Gegenwart, ohne Erinnerung und ohne Vorgriff auf eine Zukunft,

- ein Ich hat ein Bewusstsein von sich selbst; es hat seine Trennung von der Welt erfahren und sieht sich selbst dabei zu, wie es sich dieser zuwendet und wie diese auf es einwirkt;
- es empfindet nicht einfach, sondern es hat Emotionen, Gefühle, die ihm als seine bewusst sind;
- es hat eine Geschichte, die von unbewussten, in ein Unterbewusstsein abgesunkenen Erfahrungen seiner eigenen Genese bis über die Gegenwart hinaus in eine Zukunft reicht, in der es anders sein wird, als es war und ist;

- es besitzt eine Identität, d.h. ein selbst konstruiertes Bild von sich, in dem es sich als etwas Einheitliches vorkommt, das in der Zeit, in allem Wechsel und Wandel, sich durchhält;
- in dieser Ich-Identität sind auch die verschiedenen Rollen integriert, die das Ich in der Gesellschaft spielen muss und in denen es sich herantutete;
- das Vorbewusste, Dunkle, Irritierende, zum Selbstverständnis nicht Passende, insbesondere ontogenetisch früheste Erfahrungen von Symbiose und traumatischen Trennungen, sind aus diesem Ich-Konstrukt ausgeklammert, bleiben aber hintergründig präsent.

Mit dieser Körper-Aufladung verliert das Andocken an einen anderen Körper alles Unschuldig-Einfache, ja Beiläufige der tierischen Begattung.

Das zum Spiel gehörende Sich-zu-erkennen-Geben wird zu einer alles erschütternden Entblößung, die im Ablegen der Kleider und Sich-nackt-Darbieben symbolisch wird: Mit den Kleidern, die meinen makelbehafteten, von meiner intimen Geschichte mehr, als mir lieb ist, verratenden Leib schützen, lege ich die Rollen ab, die ich beherrsche, ziehe ich die Bilder zurück, die ich von mir nach außen projiziert, ja mir von mir selber gemacht habe, hebe ich den Vorhang, der meine geheimsten, abgründigsten Erfahrungen sogar vor mir selbst zu verbergen hatte.

Das Andocken selbst wird zur Vereinigung, zum Untergang meiner selbst in einem verschmelzenden Strudel. Nicht umsonst passiert bei den Menschen, was bei keinem Tier zu beobachten ist: Dass es auf dem Höhepunkt der Lust zu einem Blackout der psychischen Präsenz kommt: Die Körper ziehen die Beiden, je als ganze, mit allem Drum und Dran, in eine Erfahrung - oder Illusion – des Einswerdens, welche die Möglichkeiten bewusster Verarbeitung übersteigt: Systemabsturz.

Ist es aber Liebe und nicht bloß Versessenheit auf diesen natürlich unvergleichlich lustvollen Rausch, dann geht es um Vereinigung mit einem ganz bestimmten, mit diesem, eben mit dem geliebten Menschen. Vereinigung? Ich will doch gerade ihn, ganz so, wie er ist, und ich will selber keineswegs das Medium seiner Selbstverflüssigung sein, sondern als der begehrt und in äußerste Nähe gerissen sein, der ich bin und bleiben will. Ich will sogar mehr: Er soll mich nicht festlegen auf irgendein Bild, das er sich von mir macht, noch nicht einmal darauf, wie ich mir selbst erscheine oder wirklich bin: Ich will noch in dem geliebt werden, was erst noch aus mir heraus will, was noch nicht ist, was ich schaffen werde. Und ich weiß, dass auch er so geliebt werden will und dass ich selber so liebe. Das wäre das Gegenteil von Vereinigung, von Verschmelzung.

Und was ist mit Bindung? Hüllenlos, abgerüstet bis zum Gehn nicht mehr, ausgeschämt, entlarvt, das Innerste nach außen gekehrt, bin ich wie kein Tier darauf angewiesen, dass der Liebend-Geliebte nun auch bei mir bleibt, dass er mich einhüllt, schützt und trägt, und ich weiß, dass es ihm nicht anders geht, und ich bin bereit mich in einer Weise zu kümmern und zu sorgen, wie das sonst nur Eltern tun (und zuvörderst des Nachwuchses wegen dürfte die Natur das Bindungsverhalten, so die sprichwörtliche Treue der Brutpflegenden Vögel, erfunden haben).¹ Aber widerspricht nicht auch das Bindungsbedürfnis, genau wie das der Vereinigung, dem der Liebe inhärenten Respekt vor dem Andern, seiner Anerkennung, der Anerkennung gerade seines Anders- und Fremdseins und unaufhebbaren –bleibens, auch der oben beschriebenen Insistenz auf dem, was ich noch nicht bin, was du erst noch aus dir machen wirst, was wir, nicht unbedingt gemeinsam, sondern auch jeder für sich, erst noch schaffen werden? Liebe will angstlösend-verlässliche Aufgehobenheit, will sie haben und geben, aber nicht weniger muss sie das Gegenteil wollen, für sich selbst wie für den Andern: Offenheit, Freiheit.

Exkurs 3: Recycling der Liebe als gesellschaftliche Institution

Nur scheinbar ist die Liebe auch dann möglich (oder, dreist genug gesprochen: erst dann *realistisch*), wenn dieser Hoffnungsraum ihr versperrt, wenn sie der absoluten Bezüge beraubt wird. Der Trick besteht darin, das Wort zu stehlen oder, um an einen denkwürdigen Vorstoß Heiner Geißlers zu erinnern: *selber*, d. h. in einem bestimmten politischen Interesse, *die Begriffe zu besetzen*.

Es gibt nämlich auch ein Recycling des natürlichen Sexualprozesses, das sozusagen die Antwort darstellt auf die Liebe der je zu einem Ich entwickelten Menschensubjekte: die sogenannte „Liebe“ als gesellschaftliche Institution, Liebe minus absoluten Bezug, dafür mit psychosozialer Verträglichkeitsgarantie, Liebe minus ernsthafte Hoffnung, im Zeitalter alles durchdringenden Konsums und allgegenwärtiger Werbung mag es angehen, sie zur Unterscheidung in besonders schöner Schrifttype zu setzen:

Liebe.

Wie geht sie?

¹ Und, scheinbar unvereinbar damit und im Widerspruch zu all dem, will ich die uneingeschränkte wechselseitige Anerkennung des Anderen in seiner Andersheit, seinem Fremdbleiben, seiner Offenheit in die Zukunft, seiner schöpferischen und selbstschöpferischen Potenz

Ihr Subjekt ist das der modernen Arbeits- und Freizeitwelt, das autonom über sich verfügen können muss, um verfügbar zu sein. Es bedarf hochgradiger Disziplin und eines ausgeprägten Fundus weltweit standardisierter Verhaltensweisen, Sekundärtugenden und Schlüsselqualifikationen, es muss mobil, vielsprachig und flexibel sein. Was es insbesondere beherrschen muss, ist die Trennung von Arbeits- und Privatleben, wobei seine zur Kompensation starker emotionaler Belastungen wichtige Genussfähigkeit eine hohe Kompetenz einschließen muss, sich am Warenangebot des globalen Marktes schadlos zu halten. Bindungen müssen die Balance halten zwischen Bedürfnisbefriedigung und Verfügbarkeit, also keineswegs in zu große Tiefe gehen und auf zu lange zeitliche Festlegung hinauslaufen – bzw. es muss u. U. eine Entscheidung getroffen werden zwischen Karriere und einer Heirat mit Kinderkriegen bzw. es muss ein geeigneter biographischer Zeitpunkt gefunden werden. Keiner der Aspekte, unter denen die Liebe bedingungslos ist und aufs Ganze geht, ist zu akzeptieren, es kann nur um *Liebe* gehen, und hier ist jedes Übermaß zu vermeiden: „Mit ihm schlafen: ja, aber bitte keine Intimität“, wie es schon bei Karl Kraus heißt. Nein: loderndes Begehren, fortreißende Sehnsucht, Sich-Kaprizieren, Nicht-Locker-Lassen, Innigkeit der Verschmelzung, feste Bindung, grenzenlose Großzügigkeit, anstrengendes Eingehen auf den Andern, Sich-Kümmern ohne Kalkül und Zeitplan, Sorge, die sich ganz am andern orientiert, Respekt, der zögern macht, lange Umwege, Achtsamkeit. Ja: „Beziehung“, evtl. Alters-, Jugend-, Urlaubs-, Kreuzfahrtbeziehung so wie früher der Kurschatten und die Matrosenliebschaft ... Das Kennenlernen erfolgt ökonomischerweise und risikominimierend über eine Partnerschaftsagentur im Internet, hier wird frühzeitig, bevor unkalkulierbare Gefühle entstehen können, sichergestellt, dass die Postleitzahlen, die Einkommensverhältnisse, der Bildungshintergrund, die Sportinteressen stimmen. Flankierend sind Ratgeber zu lesen, in schwierigen Fällen helfen Psycho- und Paartherapeuten, denen gemeinsam ist, dass sie beim Wort „Liebe“ unmerklich zusammenzucken. Vorbereitet wurde man durch eine unverkrampfte Sexualerziehung, die darauf aus war, den Star „romantischer“ Vorstellungen (Horror Nr. 1: der Kinderwunsch junger Mädchen: man zwingt ihnen vollautomatisch windelfüllende Babypuppen auf) zu stechen und vor der ersten Regel das Handling von Kondomen so selbstverständlich wie den Führerschein zu machen. „Bravo“, „Cosmopolitan“, Dokusoaps. Dazu ein Warenangebot, das alle Bedürfnisse überreichlich bedient, jetzt darf, durchaus zynisch, denn im ernsthaften Diskurs unter Agenturkollegen ist es längst ein Unwort, auch wieder von „Liebe“ die Rede sein: auf die man sich kosmetisch vorbereitet, die einen im Traumurlaub

erwartet, die sich im romantischen Restaurant anbahnt und im Love-Hotel vollzieht, von den ganzen Hochzeits-Accessoirs wie Diamanten, Brautkleidern, Kut-schen, Mezzosopranistinnen zu schweigen. Pornos, Sexshops, Speeddating, Disco, One-night-stand als Institution, Swinger- und andere Clubs. Jener Film, in dem die Mutter hofft, die „schlechte Nachricht“ sei Drogenkriminalität der halbwüchsigen Tochter, keinesfalls aber Schwangerschaft...

Worauf ich hinaus will: Es gibt diese andere Option, und sie zeichnet sich durch den Absolutheitsverzicht aus, durch den die Liebe durchsozialisiert, psychover-träglich, ökonomie- und globalisierungskonform und warenkompatibel wird. In gewisser Weise dient diese Option der persönlichen Autonomie: Verfügung über sich im ökonomisch-sozialen Feld, Anschluss an die Segnungen des Warenan-gebots. Freilich was ist diese Autonomie, wenn sie die Freiheit zur liebesspezifi-schen Selbstüberschreitung surrogathaft ersetzt und überdeckt? Totalwerden der Gesellschaft, Durchsetzung der Macht, beidem passt das Subjekt sich an, wird funktional zur Gänze – ausgerechnet in diesem Bereich, der doch Zuflucht und Widerstandsnest für Natur und humanes Selbst-Sein wäre. Können die Men-schen damit zufrieden gestellt werden / bleiben? Ja, denke ich, viele und eine Weile, aber nicht so recht und bestimmt nicht alle – wir und andere Linke und irgendwie alternativ Lebende, auch Religiöse, Ex- und Postreligiöse eher nicht, auch viele Junge nicht und noch weniger die Alten.

Wichtig: Diese Option ist nicht die normale, naturwüchsige, sie ist nicht einmal gleichursprünglich mit der erstentwickelten: vielmehr reaktiv zu dieser „von der Gesellschaft“, „von der Macht“ entwickelt zu ihrem entschärfenden Ersatz: eben „Liebe als Institution“, *Liebe* statt Liebe.

Beide Optionen müssen historisch betrachtet werden, dabei könnte sich zeigen, dass die erste zwar schon in der Frühzeit hervortritt, aber gesellschaftsstörend und insofern markant und mit der Stärke des nachvollziehbaren Aufbegehrens. Die zweite tritt daneben, z.B. mit der Institution Ehe, überwuchert die erste aber lange Zeit nicht, was heute galoppierend geschieht, bis dahin, dass diese immer unkenntlicher wird und den smarten Erfolgsleuten gestrig erscheint. Ungeheuer erfolgreich beim Überdecken, noch erfolgreicher (ressourcenstärker!) als Erzie-hung / Sozialisierung und Therapie: die Warenwelt einschließlich der Medien.

Exkurs 4: Unterbietungen und Regressionen

Gibt es noch eine dritte Option, die unterbietende spiegelbildlich zur überdeckenden, bei der z.B. Machthaber sich eher tierisch bedienen (s. o.: Ludwig XVI., Mao), oder die Armen im Eros, die sich mit Onanie oder häuslicher Gewalt usw. über die Runden bringen oder es auch ganz lassen?

Aufmerken lassen die bemerkenswert zahlreichen Fälle nicht nur in der Literatur, sondern auch im Leben, in denen Menschen es mit der Liebe billig haben wollten und sich plötzlich im selben Boote mit dem jungen Werther wiederfanden, ins Bedingungs- und Maßlose verstrickt. Hören wir kurz dem zu, was Max Frisch einer herzerfrischenden Puffmutter in den Mund legt:

Hab ich euch nicht immer und immer gewarnt: Lasst eure Seel aus dem Spiel? Ich kenne das Schlamassel der wahren Liebe. Wie sonst käme ich dazu, [...] ein Bordell zu führen? Ich kenne das Geschluchz, wenn's an die Seele geht. [...] Ein Geschöpf wie du, Herrgott, schön und verkäuflich, plötzlich wimmerst du wie ein Tier und schwatzeest wie ein Fräulein: Seine Hände! Seine Nase! [...] Aber ich hab's ja kommen sehen, diese verschlagenen Augen schon seit Wochen – diese Innerlichkeit! [...] Ich dulde keinen Kitsch auf meiner Schwelle. Verliebt in eine Persönlichkeit! Das hat mir noch gefehlt [...] Wozu denn, meinst du, kommen die Herren zu uns? Damit du dich verliebst, damit du sie unterscheidest? [...]

Don Juan oder die Liebe zur Geometrie, es S. 21 ff

Exkurs 5

Der Liebesprozess

10 - 9 - 09



Bonny und Clyde: die Originale!

Als wir die Liebe als „Recycling der Paarung“ in Ansatz brachten, um einen ersten Begriff von ihr zu gewinnen, haben wir uns die Sache leicht gemacht: Wir haben die Verhältnisse im Tierreich als kontrastierende Folie genommen, von der wir das spezifisch Menschliche abheben konnten. Damit sind wir auf einer beschreibenden Ebene geblieben, haben wichtige, entscheidende Fragen ausgeklammert und uns Missverständnissen ausgesetzt: Nein, wir wollten nicht mit Schopenhauer darauf hinaus, dass das, was man „Liebe“ nennt, durch einen unbewusst-triebhaften „Willen“ – das Es, um es ins Freudianische zu übersetzen – in Gang gesetzt und geformt werde, der dafür Sorge, dass wir nicht aus der Reihe der natürlichen Fortpflanzung tanzen: Nein, die Fragen nach den Antrieben der Liebe, nach Grund, Sinn, Funktion, Zweck haben wir noch gar nicht gestellt.

Wir müssen uns auch noch fragen, ob Liebe überhaupt aus dem natürlichen Sex entstanden ist und nicht vielleicht (noch) eine andere Herkunft hat: Das soll im nächsten Exkurs geschehen.

Nicht phylo- oder ontogenetisch, sondern, wie es unerlässlich ist, philosophisch betrachtet, stellt die Liebe eine Verhaltensweise dar, die mit dem bewussten Ins-Dasein-Treten des Menschen ursprünglich gegeben ist: Meiner selbst bewusst werdend, entdecke ich schon die Anderen, die auch Iche sind, und vermag ich mich einem bestimmten Anderen gegenüberzustellen, den ich haben möchte, ohne ihn in seinem Selbstsein anzutasten. Da ich einen Körper habe und mit ihm Sinne, die mich in Raum und Zeit und mit Anderen in einer bestimmten Situation orientiert sein lassen, kann ich in Kontakt mit diesem besonderen Anderen nur durch das treten, was Sartre den „Blick“ nennt: Das muss nichts Optisches sein (es gilt auch für Blinde und selbst für denkbare Wesen, die über eine ganz andere Sinnlichkeit verfügen, es gilt auch für Cyber-Begegnungen), gemeint ist ein wechselseitiges und gegenseitig-bewusstes Aufeinander-Bezug-Nehmen vermittelt der Sinne und damit der Leiber (was für eines Leibes auch immer) in einer konkreten, raum-zeitlich fixierbaren Situation. Wenn ich nun mehr will als den Blick, nämlich – „liebend“ - ein wie auch immer geartete Begegnung mit dem Anderen, so kann auch dies nur vermittelt der beiden Leiber – der beiderseitigen Sinnlichkeit, der Gefühle, der Körpers – in Gang gesetzt und vielleicht / wie auch immer vollzogen werden, was eine sehr wichtige Feststellung ist, weil wir mit ihr den Illusionen des metaphysisch-religiösen Denkens entgehen, das uns im Abendland die synthese-, ja verschmelzungsfähigen² „Seelen“ vorgaukelt.

² und im Absoluten, in Geist oder Gott aufhebungsfähigen

Wie man sieht, ist die Liebe also wesentlich zeitlich: ein Prozess: *Erst* werde ich mir meiner, der Anderen und des Anderen, der zu erwählen wäre, bewusst, *dann* werden die Blicke getauscht, dann, über die Leiber, das paradoxe „anerkennende Begehren“, das „machtferne Einander-Erkennen“, die „Sein-lassende Verschmelzung“ (s. o.), dann, wie schon in aller Vorläufigkeit ausgeführt, die krisenhafte, aber die Chance zur *Kommunikation* über die Grenzen hinweg bietende Erfahrung dessen, was man die *Liebesbefremdung* nennen könnte, des „liebenden Fremdbleibens“ bzw. der „Liebe zwischen Getrennten“.

Dementsprechend sollen in dem Buchkapitel, das diesem Exkurs hier entsprechen wird, diese Abschnitte einander folgen:

- *Die Anderen und d e r Andere (der Geliebte, zu Erwählende...)*
- *Der Blick;*
- *Der Leib;*
- *Das Einander-„Erkennen“*
- *Das Begehren;*
- *Verschmelzung und Entmischung;*
- *Kommunikation.*

Die Hauptgedanken dieser Abschnitte kennen wir bereits aus dem bisher Erarbeiteten („Vorwort“, Exkurse 1 - 3, „Orpheus, Eurydike, Hermes“); sie finden ihre Fortsetzung in den Abschnitten:

- *Das Wir;*
- *Die Dyade;*
- *Der liebliche Ort / die Idylle;*
- *Das Haus;*
- *Kinder und Werke;*
- *Das Draußen: Natur und Gesellschaft,*

in denen der Liebesprozess bis zu seiner Ankunft in der Welt und darüber hinaus weiterverfolgt wird. Sie finden im jetzt Folgenden eine vorläufige Ausarbeitung.

Das Wir

Ein Traum der Liebe wäre die Verschmelzung der liebenden Subjekte zu einem einzigen, die dann jederzeit und überall das wären, was so schön klingt, aber früh genug zu einem Schrecken würde: *ein Herz und eine Seele*. So etwas gibt es nicht, so wenig wie die auf Dauer gestellte Ekstase, es sei denn um den Preis einer vollständigen Unterwerfung des einen unter den Anderen – oder vielmehr: Es gibt so etwas nur auf Zeit und mit Bezug auf bestimmte Gegenstände und Situationen: Wir spielen eine vierhändige Schubert-Sonate, wir mischen die Generalversammlung des Kleingärtnervereins auf. Auch die Liebenden müssen jederzeit und je für sich zu sich selber, ins Für-sich, zurückkehren können. Was sie erstreben können und angesichts des Prekären, das die Liebe in der Wirklichkeit nun einmal hat, vielleicht erstreben sollten, ist so etwas wie eine freie, schwebende, auf Vertrauen gründende und auf solcher Basis verlässliche Übereinkunft: das Paar als konspirative Institution, als Rolle, in die man schlüpfen kann, so wie ein Rentnerpärchen seine Motorradklamotten im Partnerlook überzieht, oder, vielleicht besser, als Ensemble vieler solcher Rollen.

Die Dyade

So und nur so ist auch vorstellbar, was man in Analogie zur Seelen-Monade des Einzelsubjekts³ die Dyade nennen oder als solche sich wünschen kann, die die Liebenden zu bilden vermögen: sicher kein substanzhaftes Wesen wie ein aus zwei Atomen bestehendes Molekül oder eine spermapenetrierte Eizelle, sondern so etwas wie ein auratischer Binnenraum, eine Intim-Sphäre, eine Schutz und Kontinuität bietende „Blase“ nach von Peter Sloterdijk entwickelten Vorstellungen. Eine Dyade wäre das zu nennen, was in der „Liebeskommunikation übers Trennende hinweg“ (vgl. „Orpheus und Eurydike“, letzte Seite) wie auch durch Wir-Erfahrungen entstände und alltäglich auszubauen und zu stabilisieren wäre, eine „innere Heimstatt“ oder, noch geschmackloser, ein „inneres Doppelzimmer“.

³ selbst schon eine nicht unproblematische, eigentlich bloß eine metaphorische Hilfsvorstellung,

Der liebliche Ort / die Idylle

Da die Liebenden nicht via Seelenverschmelzung metaphysisch, sondern nur in Raum und Zeit, jetzt und hier, in bestimmten Situationen und nur vermittels ihrer Sinne und ihrer Leiber zusammenkommen können⁴, bedürfen sie nicht nur der inneren Örtlichkeit, die wir gerade Dyade genannt haben, sondern auch einer äußeren. Da sie sich jederzeit und allerorts, wie man aus eigener Erfahrung weiß und z. B. am Orpheus-Eurydike-Hermes-Relief sehr schön ablesen kann, aus eigener Kraft abkapseln können, um einem wesentlich inneren Vorgang Raum (einen eigenen Raum wie auch eine eigene Zeit! Vgl. S. 29 f.) zu geben, spielt die konkrete Örtlichkeit im Prinzip keine Rolle. Aber nur im Prinzip. In Wirklichkeit werden sie es nicht aushalten, ohne *die Blicke der anderen zu fliehen*: unerträglich, sich in Liebesentblößung, Hingabe, Ekstase und intimer Kommunikation den Augen, der Bewertung, dem Machtkalkül, der Kontrolle Dritter ausgesetzt zu wissen. Und wohin wird man fliehen? Wie man weiß, tut es im Prinzip jedes Gebüsch, um von Besenkammern zu schweigen. In Wirklichkeit will man aber nicht nur allein sein, sondern wie Adam und Eva zu zweit *in einer Welt*. So strebt man dorthin, wo man den Himmel sieht, die Wolken und die Sternbilder, aber so, dass man sich einbilden kann, sie wären nur für uns beide da; wir wollen nicht das Gerufe und Geplapper hören, aber doch Geräusche, die Zweisamkeit passend einrahmen: Vogel-, am besten Nachtigallengezwitscher usw., wir wollen Blumen statt Fritten und Parfummelangen riechen: Ich überziehe jetzt natürlich mit Absicht, damit jeder merkt, worauf ich hinaus will: Wohin es uns zieht, ist der gesellschaftsabgekehrte und in aller Übersichtlichkeit doch wie ein Kunstwerk welthafte, mithin *schöne* Platz, die Idylle, der locus amoenus, der *lieb-liche* Ort.⁵

Verweilen wir kurz bei diesem Wort: lieblich. Sollten wir den Begriff definieren, käme, merkwürdig genug, „Liebe“ nicht vor.⁶ Inbegriff des Lieblichen ist das Idyll: Sanfte, körperlich angenehme, alle Sinne ansprechende, zugleich vielfältig-abwechslungsreiche und harmonisch stimmige, auf eine mittlere Gefühlsqualität „gestimmte“ belebte Natur: ursprüngliche, zufällig gefundene wilde Natur, Kulturlandschaft, Park, Garten, ein See, ein einsamer Brunnen (dessen Lieblichkeit dahin ist, wenn der Markt beginnt oder die Touristen sich um ihn

⁴ (womit nicht einfach der Geschlechtsakt gemeint ist: Da gibt es noch ganz andere, noch zu besprechende Möglichkeiten)

⁵ . (Es geht um eine Tendenz, wir werden noch klarstellen: um etwas Transzendentes; natürlich kann es sich konkret auch um Rücksitz und Parkplatz, Höhle und Zelt und letzte Sitzreihe handeln.)

⁶ Semantisch wird auf sie nicht verwiesen.

scharen). Warum dann *lieb*-lich? So wie Hässlichkeit nicht bedeutet, dass Hasszerfressen oder verhasst oder hassenswert ist, wen wir so finden, sondern nur, dass er zum Hassen *einlädt*, so fasst das Wort „lieblich“ die oben aufgeführten Qualitäten dahin zusammen, dass sie⁷ zur Liebe einladen. Wir stehen vor einem der vielen schönen Beispiele dafür, dass die Sprache etwas sehr Tiefgründiges weiß.

Sie weiß Tieferes als der Literaturhistoriker, der mit Verweis auf Ernst Robert Curtius und die Geschichte der literarischen Gattungen die Idylle und das Bukolische und die amöne Landschaft nur historisch, und zwar aus den griechischen Wurzeln unseres Kulturkreises zu Verstehendes erklärt. Sie weiß, dass die Liebe und der liebliche, idyllische Ort *ursprünglich* zusammengehören: *Sie* ist es, die aus sich heraus, aus eigener Logik, überall, immer schon und für immer, diesen sucht und entdeckt; *er* ist es, der, wenn auch nur im Sonderfall bestimmter Gärten und Parks mit Absicht, für sie gewissermaßen da ist und auf sie wartet.⁸

Das Haus

So schön er sein mag: Als transitorischer Ankerplatz der Liebe hat der liebliche Ort die Unwahrheit jeder Flucht, alles „Flüchtigen“. So wie die Parkuhren ablaufen, haben auch die Idyllen ihre davonrinnende Zeit⁹. Schon anhaltender Regen stellt sie in Frage, dann nähert sich der erste Traktor usw., aber das ist nicht alles. Die Liebenden haben auch und alltäglich ein Leben mit *den* Anderen, das sie zwar ausblenden, aber nicht mit anhaltendem Erfolg verdrängen können: Es

⁷ sagen wir ruhig: das Idyllische

⁸Das verweist auf eine Konsequenz, die wir aus unseren Überlegungen ziehen können: Wenn die Liebe etwas ist, dessen Möglichkeit mit dem Menschen selber, d. h. mit dem Bewusstsein eines in der Welt leiblich situierten Leib-Wesens entsteht, dann gehört auch der liebliche Ort als Bedingung dafür, dass die Liebe sich auf eine ihr gemäße Weise in der Wirklichkeit verankern kann, ins Reich des Transzendentalen, um mit Kant, in das des Existenzialen, um mit Heidegger zu sprechen. Bloß weil wir Menschen sind, kennen wir und kennen alle Menschen, seit je schon, mit dem Verlangen nach Liebe das nach dem idyllischen Platz in der Welt, einer abgeschirmt-kleinen inmitten der großen, doch am Rand der bewohnten, auf dem aus Zweien Eins werden könnte – wirklich „weltlich“ und nicht bloß im Wir-Bewusstsein oder im dyadischen Binnenraum, nicht bloß in den kopfgeborenen Illusionsräumen von Religion und Metaphysik.

Muss man noch ausführen, dass diese „transzendente Idylle“ noch nichts Konkretes hat? Dass Lieblichkeit in Wüste und Eismeer, in Urzeit und ferner Zukunft etwas je anderes (nicht: *ganz* anderes, anders *Strukturiertes*) sein muss? Dass sie – als konkrete, verwirklichte - darüber hinaus wie die Liebe selbst fern aller Norm von den je Liebenden selber zu *schaffen* ist, je einmalig, wenn auch in der Regel mit zuhandenen, zeit- und orts- und statusgebundenen Requisiten?

⁹ was für den intimen Binnenraum des Dyadischen so nicht gilt.

hält dagegen, es drängt sich in die Zweisamkeit hinein, wird fühlbar in jener gedanklichen Abwesenheit, die den Geliebten fragen lässt: „Was denkst du gerade?“, materialisiert sich als inneres Hausaufgabenmachen, Ausgehen der Liebesthemen, die wie die schönen Blumen, die Rehe und die Sternzeichen großenteils aus der bukolischen Umgebung stammen, Eindringen der Alltagsorgen, des schlechten Gewissens, als Sichbreitmachen von Metakommunikation. Doch auch das ist noch nicht alles: *Die Liebe kann von sich aus nicht mit der Flüchtigkeit ihrer Weltverankerung zufrieden sein*, sie zehrt davon, dass ein jeder sich zur Gänze in sie einbringt, und sie zehrt von der Zukunft: Man muss nicht gleich „ein Kind von dir“ haben wollen, was doch unvernünftig oft und leichtfertig geschieht, aber eine gemeinsame Zukunft in Anspruch nehmen, das tut man.¹⁰

Nur vorübergehende Abhilfe schaffen die Hotelzimmer, die Verabredungen für den Urlaub, die Singlewohnungen („Bei dir oder bei mir?“), der Topos schlechthin in den heutigen Beziehungen, wie man sie nennt), in denen in der Regel nichts auf den Geliebten verweist als ein Foto, das aber als einziges unter den vielen sorgfältig gerahmten und sinnreich platzierten ins Bücherregal gelehnt oder zwischen das Obst gesteckt ist.

Was die Liebe braucht, um auf Dauer in der Welt anzukommen, ist ein *Haus*. Das muss kein freistehendes Einfamilienhaus sein:¹¹ Baum, Höhle, Zelt, Schiff, Zirkuswagen, auch Kömmune, WG und Altersheim, ein gemeinsames Atelier, später dann mal: die Wohnanlage in einer wirklich befreiten Gesellschaft: All das kann „Haus“ sein. Überhaupt ist wieder etwas Existenziales gemeint:¹² die „transzendente Behausung“, die wir *für die in der Welt und unter den Anderen praktizierte Liebe* in uns selber finden.¹³

Was ist in diesem Sinne ein Haus? Es ist die Antwort auf die Unbehaustheit, die transzendente Obdachlosigkeit der Liebe, wie sie sich in dem, was wir bisher ausgeführt haben, immer wieder angedeutet hat:

Das zum Spiel gehörende Sich-zu-erkennen-Geben wird zu einer alles erschütternden Entblößung, die im Ablegen der Kleider und Sich-nackt-Darbieben sym-

¹⁰ „Wann werden sie sich trennen? Bald!“ – die Liebenden in Brechts Kranichgedicht selber würden das nicht so sehen, aber sie müssen es fürchten wie alle Idyllenbewohner, die ungleich den Schäfern immer nur auf (in Wahrheit „flüchtigem“) Besuch sind.

¹¹ (obwohl diese kollektive Wunschvorstellung einer reich gewordenen Marktgesellschaft besonders beredt von unseren tiefststehenden Bedürfnissen erzählt: Wahrheiten des Kapitalismus, der nicht nur Markt- sondern auch, über das feed-back des Warenverkaufs, die raffinierteste Subjektausforschung und nicht nur Bedürfniserzeugung betreibt!)

¹² um an Georg Lukacs' „transzendente Obdachlosigkeit“ zu erinnern

¹³ als Möglichkeitsbedingung für konkrete Erfahrung und konkrete praktische Gestaltung

bolisch wird: Mit den Kleidern, die meinen makelbehafteten, von meiner intimen Geschichte mehr, als mir lieb ist, verratenden Leib schützen, lege ich die Rollen ab, die ich beherrsche, ziehe ich die Bilder zurück, die ich von mir nach außen projiziert, ja mir von mir selber gemacht habe, hebe ich den Vorhang, der meine geheimsten, abgründigsten Erfahrungen sogar vor mir selbst zu verbergen hatte. Das Andocken selbst wird zur Vereinigung, zum Untergang meiner selbst in einem verschmelzenden Strudel. Nicht umsonst passiert bei den Menschen, was bei keinem Tier zu beobachten ist: Dass es auf dem Höhepunkt der Lust zu einem Blackout der psychischen Präsenz kommt: Die Körper ziehen die Beiden, je als ganze, mit allem Drum und Dran, in eine Erfahrung - oder Illusion – des Einswerdens, welche die Möglichkeiten bewusster Verarbeitung übersteigt: Systemabsturz.

In Wahrheit ist es so, dass wir zwar schon, wenn wir uns verlieben, vielleicht mit dem berühmten ersten Blick schon, ahnen und wünschen, mit diesem anderen Menschen ein neues Ganzes zu bilden zu können, in dem wir mit allen unseren Bedürfnissen, Leiden, Verletzlichkeiten geborgen sind; was wir dann aber erfahren, ist gerade im besten Fall etwas anderes: Das sexuelle Begehren treibt uns, die Hüllen aller Art fallen zu lassen und uns dem anderen so anzuschmiegen, dass der eine gewissermaßen zur Folie, zur Passform des anderen wird: Wir analysieren den andern ja nicht, sondern legen die biographischen Selbste – gerade auch in früh- wenn nicht vorkindliche Erfahrungen hinabsteigend – so an- oder aufeinander, dass eines das andere so abbildet, wie etwa ein hochspezialisiertes Insekt im tropischen Biotop seine Umwelt abbildet: Nicht umsonst nennt das Alte Testament die geschlechtliche Vereinigung ein „Erkennen“. (Wir lesen in einander wie in einem Roman: wo es ja auch darauf ankommt, sich ins Spiel zu bringen.)

Hüllenlos, abgerüstet bis zum Gehnichts mehr, ausgeschämt, entlarvt, das Innerste nach außen gekehrt, bin ich wie kein Tier darauf angewiesen, dass der Liebend-Geliebte nun auch bei mir bleibt, dass er mich einhüllt, schützt und trägt, und ich weiß, dass es ihm nicht anders geht, und ich bin bereit mich in einer Weise zu kümmern und zu sorgen, wie das sonst nur Eltern tun...

Hierauf bezogen, lautet die Antwort des Hauses, dass es abschirmt und schützt...

Je näher wir einander aber kommen – was die Psychologen „Idealisierung“ nennen, mag eine zeitweise täuschende Hilfe sein – desto zwingender erfahren wir aber auch, worauf Tiere in ihrer Weltverschlossenheit nicht kommen kön-

nen, was die Metaphysik und Hegel überspielt haben und was mit unserm Schicksal als „weltoffener“, in die Welt nicht integrierter und so auch mit sich selbst nicht identischer Wesen gegeben ist: unsere tiefe Verschiedenheit voneinander, die dadurch noch verschärft wird, dass in uns je andere unausgelebte Möglichkeiten warten und wir uns in der Zeit auf eine keinem andern zugängliche Weise verändern müssen; dass, um es mit Max Frisch zu sagen, in jedem (festen) „Bild“, dass wir uns vom andern machen, die Liebe zu ihm sterben muss. Die geschlechtliche Vereinigung mag dann zwar im Moment als eine totale erlebt werden, „auftauchend“ merken wir, dass es nur eine ekstatische Vision ohne Inhalt war, die sie begleitete. Daher vielleicht die angebliche Traurigkeit aller Lebewesen „post coitum“: Wir stellen fest, dass du der geblieben bist und ich der geblieben bin, der wir jeweils waren. An der Stelle gehen viele Paare auseinander, vorzugsweise die Männer ergreifen die Flucht. Wenn Paare es nicht tun, dann deshalb, weil sie sich aneinander gebunden haben und sich eine neue Perspektive auftut, die für die enttäuschte Hoffnung dauerhafter Verschmelzung entschädigt: Kommunikation übers Trennende hinweg. Was jetzt alles wieder in Frage stellen und zum Scheitern bringen kann, sind die Versuche, den Andern nicht den sein zu lassen, der er ist, ihn an der Entfaltung seiner Möglichkeiten¹⁴ zu hindern. Die Chance, eine Liebe zu realisieren, besteht darin, in gegenseitiger Anerkennung und doch mit Blick auf den Fluchtpunkt eines als utopisch gewussten Einsseins ein Drittes zu kreieren: jene dyadische Zweisamkeit, in der zwei Pole sich ebenso kommunikativ wie kreativ nach innen¹⁵ und außen¹⁶ wenden, ohne sich aufzugeben und miteinander zu verschmelzen. Die Wahrheit der Liebesvereinigung wäre also ihre Unterschreitung und doch auch Überbietung durch ein Surrogat: die Liebeskommunikation zwischen einander ebenso Begehrenden wie Sein-Lassenden.

Hierauf bezogen, lautet die Antwort des Hauses, dass es eine Plattform bietet und einen Kampf-, Versöhnungs-, Alltags- und Festplatz, eine Kontinuität verbürgende Räumlichkeit mit „vielen Zimmern“, in der man allein und für sich sein, Verschiedenheit ausleben, sich aber auch treffen und wieder von einander trennen kann, ohne dass alles aufs Spiel gesetzt wird...

¹⁴ und dem Leben dessen, was er noch nicht ist, (in allzu verständlicher Verlustangst)

¹⁵ (private Idylle)

¹⁶ (Praxis, Arbeit, Politik im grundsätzlichen Sinne, ästhetisches Gestalten, „poetisches Handeln“)

Ein Herz und eine Seele? So etwas gibt es so wenig wie die auf Dauer gestellte Ekstase, es sei denn um den Preis einer vollständigen Unterwerfung des einen unter den Anderen – oder vielmehr: Es gibt so etwas nur auf Zeit und mit Bezug auf bestimmte Gegenstände und Situationen: Wir spielen eine vierhändige Schubert-Sonate, wir mischen die Generalversammlung des Kleingärtnervereins auf. Auch die Liebenden müssen jederzeit und je für sich zu sich selber, ins Fürsich, zurückkehren können. Was sie erstreben können und angesichts des Prekären, das die Liebe in der Wirklichkeit nun einmal hat, vielleicht erstreben sollten, ist so etwas wie eine freie, schwebende, auf Vertrauen gründende und auf solcher Basis verlässliche Übereinkunft: das Paar als konspirative Institution, als Rolle ...

Hierauf bezogen, lautet die Antwort des Hauses, dass es Wir-Erfahrungen eine Basis bietet, nicht nur als „Rampe“ (oder Startplatz), sondern auch als Tradition stiftende, Lernen materialisierende Station (denken wir ruhig an ein pädagogisch gestaltetes Klassenzimmer, das Spuren bewahrt und Erfahrenes aufhebt), als Werkstatt und inspirierendes Museum...

So und nur so ist auch vorstellbar, was man in Analogie zur Seelen-Monade des Einzelsubjekts – selbst schon eine nicht unproblematische, eigentlich bloß eine metaphorische Hilfsvorstellung, die Dyade nennen oder als solche sich wünschen kann, die die Liebenden zu bilden vermögen: sicher kein substanzhaftes Wesen wie ein aus zwei Atomen bestehendes Molekül oder eine spermapenetrierte Eizelle, sondern so etwas wie ein auratischer Binnenraum, eine Intim-Sphäre, eine Schutz und Kontinuität bietende „Blase“ nach von Peter Sloterdijk entwickelten Vorstellungen. Eine Dyade wäre das zu nennen, was in der „Liebeskommunikation übers Trennende hinweg“ (vgl. „Orpheus und Eurydike“, letzte Seite) wie auch durch Wir-Erfahrungen entstünde und alltäglich auszubauen und zu stabilisieren wäre, eine „innere Heimstatt“ ...

Die Dyade: offensichtlich ist das „Haus“ ihre realräumliche Materialisation, erweitert darum, dass hier jetzt die Fenster¹⁷ wie auch die Türen offen stehen: für die Anderen, die in diesem nicht mehr nur intimen¹⁸ – sondern durchlässig-privaten „Anwesen“ ein und ausgehen, für das Gesellschaftliche, das in Gestalt

¹⁷ Von der Monaden- hat die Dyadenvorstellung die der Fensterlosigkeit geerbt, beide sind für uns natürlich nur Modelle, Hilfsvorstellungen.

¹⁸ zu Schutz des Intimen gibt es „Türen“.

von Waren und anderen Gegenständen, von medial getragenen Meinungen usw. eintritt, austritt und durchweht.

...

Schön und aufschlussreich, dass nicht „lieblich“ das Wort-mit-„Liebe“ ist, das ins Haus passt,¹⁹. Was man im Haus und um es herum an Liebesgemäßem findet, nennen wir „*liebevoll*“: ...

Auch dieses Wort können wir über seine vordergründige Semantik hinaus „wörtlich“ nehmen, um an der Weisheit der Sprache zu partizipieren. Etwas pathetisch, doch der Sache ganz angemessen können wir sagen, es sei die im Haus „waltende“ Liebe, die im liebevoll angelegten Garten, im liebevoll zubereiteten Essen usw. sich ebenso ausdrücke wie sich ihrer selbst vergewissere und Halt schaffe, sich, um noch einmal die Weisheit der Sprache zu nutzen, *sich einhause*, um in der Welt bestehen, sich mit ihr austauschen, in sie hineinwirken zu können.²⁰

Kinder und Werke

Ein Systemzwang könnte uns dazu verleiten, dem Eigentümlichen der Liebe, das mit dem Menschen, d. h. dadurch entsteht, dass ein Tierleib mit einem Ich, mit Bewusstsein „geladen“ wird,²¹ auch *die Fortpflanzung der Liebenden in einem Kind bzw. in Werken*, die man ja seit alters analog zu ihnen versteht („Meine / unsere Bücher sind meine / unsere Kinder“) zuzurechnen. Ist nicht die Liebe ein Recycling der Fortpflanzung und des biologischen Sexes, dessen Zweck die Reproduktion der Art, die Optimierung der genetischen Ausstattung und die Evolution ist?

Gewiss entstehen aus Liebesbeziehungen Kinder, dass es so zu sein habe, ist sogar bis vor kurzem noch das Ideal der bürgerlichen Ehe gewesen, in welcher die romantische Liebe aufgehen sollte; Liebesbeziehungen haben sich auch immer wieder als kreativ erwiesen, indem Paare einander geistig „befruchtet“ und ge-

¹⁹ Aus einem Fenster gesehen, wird man so nicht einmal das schöne Tal nennen, das man auf der Wanderung gestern noch „lieblich“ genannt hat, oder?

²⁰ Übrigens ist die liebevolle Gestaltung von Wohnungen allein lebender Frauen kein Gegenargument!

...

²¹ und das etwas Transzendentes oder Existentielles darstellt, d. h. diesseits aller konkreten Erfahrung, Gestaltung und Praxis stehend die Bedingung dafür ist, dass diese überhaupt möglich werden.

meinsame Werke geschaffen haben, Rodin und Claudel beispielsweise, Niki de Saint Phalle und Tinguely, die Christos, die Mitscherlichs usw. Worauf es aber ankommt, ist etwas anderes. Die Reproduktion, das gemeinsame Schaffen und Handeln (wir könnten auch noch politische, gar revolutionäre Pärchen in unsere Überlegungen einbeziehen wie die Hatzfeldsche Gräfin und Lassalle, Rosa Luxemburg und diverse Liebhaber, Lenin und Krupskaja, auch Bonnie und Clyde meinetwegen) ist *nicht Zweck, Ziel oder Sinn der Liebe*, so wie die Reproduktion der Zweck des biologischen Sexes ist, sie ist ohne dies alles auch nicht mangelhaft oder unfertig. *In ihr Ziel kommt die Liebe mit jener unmöglichen Verschmelzung der einander absolut Anerkennenden*, als deren Möglichkeitsform sich die „Liebeskommunikation übers Trennende hinweg“ zeigt, das Wir, die Dyade, der liebliche Ort und das Haus sind Verortungen dieser prekären, in sich widersprüchlich bleibenden Synthese, deren es bedarf, um die Liebe gegenständlich zu machen, stabil zu halten, ihr Nahrung zu geben, sie unter die Menschen zu bringen, sie zu verankern und in Austausch zu bringen mit Welt und Gesellschaft. Sie ist für sich selber da, Kinder, Werke und Taten sind ihr nicht notwendig und fehlen ihr nicht. Und das ist gut so: *Aus freien Stücken* kann sie sich ihnen zuwenden.

Das Haus ist der Ort, von dem aus sie das am besten kann, er ist sogar mit dafür da: der einzige unter den besprochenen, der nicht exklusiv für die Liebe da ist, weshalb sie hier Anschluss an die Anderen und an die Welt gewinnt. Ihre Selbstgenügsamkeit gegenüber dem Zeugen, dem Schaffen und dem Handeln bedeutet nun nicht, dass sie für diese bedeutungslos wäre; das Gegenteil ist der Fall. Zwar gibt es keine „Kinder der Liebe“ im strengen, wörtlichen Sinn, kein Liebesschaffen und keine liebende Politik, aber es macht Unterschiede, ob Kinder in ein „*liebevoll*“ geführtes Haus hineingeboren werden, von einander liebenden Eltern aufgezogen werden oder nicht; ob für sich schon kreative oder ambitionierte Menschen in jenem besonderen Austausch miteinander stehen, den wir „Liebeskommunikation übers Trennende hinweg“ nannten, oder nicht; ob politisches Handeln von einer Basis ausgeht, in der anspruchsvollste Empathie, Sein-für-einander und Toleranz tägliches Brot sind, oder nicht.

Was den Unterschied macht, sind die Subjekte. Die Liebe zeugt nicht, sie sozialisiert nicht, sie schafft nicht und sie ist nicht unmittelbar politisch, was sie verändert, sind die Subjekte, die als Liebende und Geliebte sich den Anderen, der Welt und den Dingen anders als vordem zuwenden können. Wie, das soll hier nur angedeutet sein: mit Distanz zu jedem gesellschaftlichen Status quo, innerlich frei gegenüber der Macht, orientiert an dem, was unbedingt gilt, also fähig,

humane Prioritäten zu setzen, mit empathischem Blick für jeden je besonderen Menschen, das Fremde nicht nur tolerierend, sondern anerkennend...

Wir reden von Tendenzen, nicht von empirisch belegbaren Tatsachen. Man kann nur hoffen, aber man kann es mit guten Gründen. Statt theoretisierend fortzufahren, wenden wir uns einem konkreten Beispiel zu, einem Haus, das es wirklich gibt: Romrod.

Das Draußen: Natur und Gesellschaft

Wie aus dem vorigen Abschnitt schon hervorgeht, hat die Liebe ihren Sinn und ihre Zwecke in sich selbst und so auch keine Funktionen in Natur und Gesellschaft, es sei denn, sie würden ihr auferlegt. Aus der Sicht der Natur – wenn man so sagen könnte – wäre die Liebe die Platzhalterin der Geschlechts- und Reproduktionsinstinkte, die ja auch tatsächlich in sie eingehen und von ihr überformt werden, sie hätte also für ordentlichen – gesunden und evolutionskompatiblen – Nachwuchs zu sorgen, was die Liebe natürlich „ablehnt“. Aber das ist nicht alles: Von der Zweckdienlichkeit des Sexuellen befreit, können die Menschen ihre Körper, ihre Lüste, ihre Sinnlichkeit auf völlig neue Weise erfahren, sie können diese um ihrer selbst willen genießen und kultivieren. Da es dazu die Liebe nicht braucht, ist zu fragen, ob die Liebe das auch kann, wo sie den Leib doch als Mittel des Transzendierens benutzt. Sie kann es, in den Räumlichkeiten von Idylle und Haus, in denen auch Widerstreitendes, Sich-Ausschließendes neben- und nacheinander einen Boden und ein Dach hat. Dennoch wird es in dieser zusammenhaltenden Nicht-Integration etwas anderes:

Lassen wir uns von dem nie zu unterschätzenden Kant auf die Sprünge helfen! Messerscharf erkannte er, dass die Menschen eigentlich gar nicht miteinander schlafen dürften, und zwar deshalb nicht, weil sie einander dabei *benutzen*: Sei es zum Zweck des Lustgewinns, sei es zur Fortpflanzung, fügen wir hinzu: um an Geld oder ein Engagement zu kommen, jemanden an sich zu binden, etwas wiedergutzumachen usw. Die Lösung, auf die er gekommen ist, ist schon durch die Formulierung berichtigt: Es ist der Vertrag, und zwar *die Ehe als der Vertrag zum „wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtseigenschaften“*. Worauf es ankommt, ist Wechselseitigkeit als Institution, eine äußerst wohltätige, entlastende Angelegenheit: Ungleich dem frei schwebenden „Wir“ und der unverankerten, ortlosen Dyade hält eine Ehe es aus, es tut ihr sogar gut, sich den fleischlichen Genüssen auch mal um ihrer selbst willen hinzugeben, während ich eine

Hure oder eine von mir Abhängige um ihre menschliche Würde bringe, wenn ich mit ihr das gleiche tue: Ich erkenne sie nicht an, nicht als dieses Subjekt, nicht als ganze Person, nicht als freies, ek-statisches Dasein. So erweist sich die Kantische Vertrags-Ehe als eine (rudimentäre? Vor-? Keim-?) Version dessen, was wir das „Haus“ genannt haben: als ein liebesgerecht- selbstgezimmerter, unter Dach und Fach gebrachter Raum, in dem sich vielerlei abspielen kann, ohne die in ihm „waltende“ absolute und freie Anerkennung eines jeden durch den Anderen in Frage zu stellen. So sind schon die Idylle (als Ausnahme), erst recht aber das Haus (als Regel) die Stätten, an denen wir als bewusste Wesen und ohne einander zu instrumentalisieren das genießen und kultivieren können, was die Tiere nur überkommt und treibt: das Naturhafte an uns selbst, unseren Leib.

²²Genießen und kultivieren, nicht beherrschen, zurechtbiegen und ausbeuten: Idylle und Haus ermöglichen eine sein-lassende, zwanglose, mit Adorno zu sprechen „mimetische“ Aneignung unserer selbst als Natur.

Und der Natur außerhalb unserer selbst! Auch mit dem, was wir „lieblich“ nennen, also mit dem, was den bukolischen Ort durchdringt und umrahmt, entwerfen wir ja, entwirft unsere Sprache die Natur als etwas, das man sein lässt und nicht in Besitz nimmt: die Blumen- und Schmetterlingswiese, den Vogelgesang, das Summen der Bienen, den Rosenduft, das Tal. Und wenn wir „liebepoll“ den Umgang nennen, den wir im Haus mit den Naturdingen und –wesen pflegen, dann meinen wir zwar kein Seinlassen, aber Beherrschen doch auch nicht: Einen schönen Stein rücken wir ins rechte Licht, wir stimmen die Blumen eines Straußes miteinander ab, wir legen den Garten so an, dass die Stockrosen zur Geltung kommen, Igel, Kröte und Pfauenaugelocken wir an, laden sie zum Bleiben ein, füttern sie, wir kaufen eine zweite Katze, wenn die erste neurotisch wird usw.: Humanisierung, die nicht unterwerfen, sondern bewahren, entbergen, steigern, gar zu sich selbst oder zur Vollendung bringen will: bei Rosen gelingt das sogar, bei Meerschweinchen weniger, bei Schnecken hört’s auf. Wir werden dieses Thema in dem Exkurs *Passionen (Tiere, Landschaften, Kunst, Heimat, Italien)* weiter verfolgen.

Da, wie gesagt, die Liebe ihren Sinn und ihre Zwecke in sich selbst hat, hat sie außer in der Natur auch keine Funktionen in der Gesellschaft, es sei denn, s. o., sie würden ihr *aufgelegt*. Dies nun geschieht in beachtlichem Ausmaß und auf vielfältige Weise.

²² (Wir instrumentalisieren einander schon, aber nur auf Zeit und in einem humanen, rehumanisierenden, von Anerkennung wie von einer Atmosphäre durchdrungenen Raum.)

Und zwar schon am lieblichen Ort. Schon das Epos entdeckt ihn, aber da liegt er noch weit draußen, jenseits der Menschenwelt, des Sozialen und der Kultur, bewohnt von Halbgöttin, Hexe und Zyklop. Als die Idylle als literarische Gattung entsteht, schreiben wir schon die Spätantike mit dem hellenistischen Großreich unter imperialer Herrschaft und gewaltigen, bürokratiedurchherrschten Metropolen, eine von zentralisierter Macht durchtränkte Massengesellschaft, in der ihre gesellschaftliche Funktion unübersehbar ist: Kompensatorisch Bilder eines Lebens zu liefern, das noch heil und den Menschen nicht entfremdet ist, den ganzen Menschen noch fordernd und ansprechend, sich abspielend in einer übersichtlichen, doch kompletten Welt en miniature, einem harmonischen Ganzen von Natur und Gesellschaft, dessen die soziale und politische Wirklichkeit Hohn spricht.

Wenn aber nun, wie wir in Interpretationen von Theokrit und Vergil zeigen werden, die Idyllen als literarische Kunstwerke über dies Kompensatorische und damit über ihre soziale Funktion hinauswachsen, indem sie zu *kritischen Utopien* werden, die Massengesellschaft entlarvend zurückspiegeln und dem konfrontieren, was eine humane Gesellschaft wäre, fördern sie nur ans Licht, was *unausgefaltet und als Potenz schon im Idyllischen selber* liegt, in dieser kollektiven Wunschvorstellung wie in den Realidyllen, die diese als Landhaus und rustikales Leben von Städtern materialisieren. So wendet sich der funktionalisierte Liebesort - zumindest logischer-, wenn nicht unvermeidlicherweise – gleichwohl gegen das System, auch wenn er seine gesellschaftliche Funktion behält. Die Literatur hängt an die Glocke, was die Liebe anhängig macht, sobald sie sich sozialisiert²³: Beide sind sie Entlarvung von Realität, Kritik der Macht wie nach unseren Überlegungen das Orpheus-Eurydike-Hermes-Relief.

Mit dem Haus geschieht etwas Ähnliches. Die hohe Zeit seiner gesellschaftlichen Vereinnahmung ist das bürgerliche Zeitalter, in dem es nicht nur Entfremdung kompensieren, sondern darüber hinaus ganz handfest soziale Leistungen erbringen soll, die das Kapital entlasten. Doch je stärker das Haus, in dem das Liebesmotiv sich ja mit vielen anderen Motiven verbunden hat, von der Liebe, deren Ankerplatz in der Gesellschaft es ja ist, durchdrungen ist, um so mehr wächst es darüber hinaus, Rekreationszentrum für Industrie- und Handelsgeschädigte, Kindertagesstätte und Pflegeheim usw. zu sein, umso mehr wird es wie die literarische Idylle zum utopischen Ort, der durch sein Dasein das gesellschaftlich ausstehende, von der Macht unterdrückte Humanum einfordert. Ob es

²³ und trotz sozialer Vereinnahmung

auch „Brutstätte“ für die Subjekte sein kann oder soll oder muss, die im Sinne dieses Humanum politisch werden, untersuchen wir im Exkurs „Liebe und Politik“.

Hier muss noch eine andere Frage gestellt werden. Nicht noch einmal ausgeführt werden muss, dass die Liebe so, wie sie sich von der Fortpflanzung löst, sich auch *von ihren gesellschaftlichen* Funktionalisierungen emanzipiert.²⁴ Aber nun schafft sie sich in der Gesellschaft, wie wir es genannt haben, ein „Haus“, das auch mit einem wirklichen bürgerlichen Eigenheim zur Deckung kommen kann. Was dort aus der Natur wird, der eigenen des Leibes wie der der Dinge und der Lebewesen, haben wir gesehen. Was wird im Haus, insofern es Ankerplatz der Liebe ist, Stichwort „liebepoll“, aus dem Gesellschaftlichen, das in es einzieht? Nicht anders als das Naturhafte entgeht im gesetleten Liebeskontext des Hauses auch der Schatz des geschichtlich-gesellschaftlich Herangewachsenen seiner von Macht- und Profitinteressen bestimmten Verwertung – tendenziell (! s.o.). Sprache, Umgangsformen, Musik und Kunst, das Wissen, das Bücherregal, Geselligkeit, Erziehung und Fürsorge werden um ihrer selbst willen geschätzt, gepflegt und sein-lassend, „pfeglich“ entwickelt. Sie werden cum grano salis „geliebt“ – was jetzt weder erläutert noch ausgeführt werden soll: Exkurs *Passionen*.

Exkurs 9: Liebe und Politik

Was die Liebe fordern muss (transzendental, könnte man einfügen), schlägt jeder gesellschaftlichen Rationalität ins Gesicht. Und selbstverständlich kommt es nicht aus der Gesellschaft oder doch nur insofern, als mit dem Ich die Bedingungen seiner Möglichkeit gesellschaftlich geschaffen wurden. Was dieses Ich dann aber entwirft oder doch entwerfen und vielleicht erfüllen kann, der Möglichkeitshorizont, der sich öffnet, wenn ein menschliches Selbst die Vereinigung mit einem anderen menschlichen Selbst sucht, und zwar in Gegenseitigkeit und so, dass keines das andere antastet, ist etwas ganz und gar Neues, aus dem natürlichen wie dem gesellschaftlichen Sein Hinausragendes, eigenen Kriterien und Gesetzmäßigkeiten unterworfen, autonom (wie die Kunst) und nicht heteronom, gesellschaftlich und / oder biologisch zu beurteilen (wie z. B. die Hygiene). Wie die Kunst ist die Liebe sogar etwas, von dem seinerseits Licht auf die Gesell-

²⁴ genauer gesagt: von diesen als das Ursprüngliche und seinen Zweck in sich selbst Tragende, das sie ist, erst gar nicht erreicht wird.

schaft fällt, und zwar das kritische Licht einer Alternative: Ist nicht das, was die Liebe verspricht und, wo sie gelingt, auch tut, nicht genau das, was die Gesellschaft versäumt und inhuman substituiert: natürlich nicht die intime Zweiersynthese, aber doch die zwanglose Offenheit, die rückhaltlose Anerkennung, die umfassende Sorge. Gewiss: Ins Totalitäre würde ausarten, der Gesellschaft zuzumuten, was nur die Liebe kann, aber die Erfahrung der Liebe kann nicht folgenlos für das Handeln der Liebenden in der Gesellschaft bleiben: Sie sind auf Distanz gegangen, sie sehen sie nun anders, zugleich empathischer und kritischer, sie können nicht dabei stehen bleiben, nur dem *geliebten* Anderen Anerkennung, Wohlwollen, das Wirklichmachen unvordenklicher Möglichkeiten zuzugestehen.

Und wie die Kunst ist auch die Liebe etwas Schöpferisches. Nicht nur kam mit ihr, mit dem Möglichkeitsraum, der sich mit ihr eröffnete, etwas Neues in die Welt, sondern auch mit jeder konkreten Liebespraxis zweier wirklicher Menschen: Wie jener Möglichkeitsraum erfüllt werden konnte und kann, dafür gab und gibt es in den Romanen und Filmen Modelle, aber keine tauglichen Anweisungen, das hing stets, sobald es übers allfällige Phantasieren hinausging, ganz von den Eigentümlichkeiten der Beiden ab, von ihrer Situation, ihrer Lebensgeschichte, ihrer Kraft und ihren Ressourcen, ihrer Stellung in ihrer so und so beschaffenen (so und so liebesbegünstigenden oder liebesfeindlichen) Gesellschaft, von ihrer historischen Zeit.

Aber, wie gesagt, es handelt sich um eine Option. Man kann es auch billiger haben: s. o. Und ganz billig haben kann man es, wenn man sehr viel Macht hat und auf Anerkennung und Gegenseitigkeit pfeifen kann: wie Ludwig XVI., der sich täglich eine Jungfrau „zuführen“ ließ, oder wie Mao, der wohl noch eine Altersklasse tiefer angesetzt hat.

Mit der Liebe ist es so ähnlich zu halten, wie Kant es mit der Aufklärung hielt: Diese sei Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Heute ist dies anzusehen, wenn auch nicht jedem und jederzeit zuzumuten: Ausgang aus selbstverschuldeter erotischer Fremdbestimmung. Lest sie ruhig, aber hört nicht auf die Ratgeber, die Sexualpädagogen, die Psychos, die neunmalklugen Soziologen, die schon das Wort nur in den Mund nehmen, um es mit spitzen Fingern auf den Seziertisch zu legen. Ihnen allen geht es um Domestizierung und Kontrolle. Hört auch nicht auf die „Liebe ist...“-Werbung von Nivea und die anderen Versprechungen der erotischen Warenwelt, die aus der Unerschöpflichkeit des Liebesverlangens wahrhaft unendliche Gewinne zieht. Habet Mut euch eurer *Liebesfähigkeit* zu bedienen! Anders ist eine menschenwürdige Erotik, eine, die uns von

allgegenwärtiger Kolonisierung des emotionalen Lebens befreit, nicht zu haben; eine, welche die konkreten Individuen nicht instrumentalisiert und nach Tauglichkeit sortiert; die von diesen selbst zu schaffen ist, die uns zur Entfaltung unserer Möglichkeiten in intimen Binnenräumen befähigt, in denen wiederum, wie zu zeigen sein wird, die „Graswurzeln“ auch politischer Befreiung keimen können.



Orpheus, Eurydike, Hermes

Über die Liebe

begonnen am 19. Juni 09

Wenn wir herausfinden wollen, was die Liebe jenseits des desolaten Zustandes sei, in dem sie sich in den Zeiten ihrer globalen Vermarktung und intimen Kontrolle durch Paartherapie und Schlimmeres befindet, können wir uns den alten Geschichten und Bildern zuwenden, die von ihr erzählen, und damit ersten Erfahrungen, die die Menschen mit ihr gemacht haben.

Naseweise Flachaufklärung, die schnell zu Diensten ist, will heute zwar wissen, dass die Liebe, wie wir sie verstehen, etwas durchaus Zeit- und Gesellschaftsgebundenes und Modernes sei, aber hier verwechselt man etwas: Gewiss, die romantische Liebe, von der die Menschen heute träumen, wenn sie vor den Brautkleidgeschäften stehen, eine Reise buchen oder sich bei *parship* einklicken (und die bei kritischen Geistern, die sich psychologisch und soziologisch informiert oder auch nur einen Blick auf die Misere des Alltags geworfen haben, eine so schlechte Presse hat), ist als gesellschaftliches Ideal und damit als Institution vielleicht hundert, als Idee privilegierter avantgardistischer Gruppen (hier markiert Goethes „Werther“ ein einschneidendes Datum) nicht viel mehr als zweihundert Jahre alt und ein Produkt des Westens, der europäischen Neuzeit, aber dass die Menschen in den älteren Zeiten und in den übrigen Weltregionen dies nicht erlebt und gekannt hätten: *dass man das machtfern-intime Zusammenleben mit einem ganz bestimmten Menschen absolut setzt und um seiner selbst willen bedingungslos begehrt*, hält weder vor den Werken der Literatur und Kunst, noch vor den historischen Zeugnissen und ethnographischen Befunden wirklich stand. Gewiss: Man sieht am jeweiligen Ort, in der jeweiligen Zeit nichts Erstrebenswertes oder gar Erhabenes darin, wenn ein hellenistischer Arzt* oder ein chinesischer Kaiser* sich nach einem unerreichbaren Liebesobjekt verzehren, sondern im Gegenteil etwas Verrücktes, Gefährliches oder Ungesundes, aber gerade hierin, dass sich derlei, wie abqualifiziert auch immer, von Anfang an und überall findet, zeigt sich, dass es die wirkliche Erfahrung lebender Menschen und damit wohl eine Möglichkeit aller gewesen ist.

Eine der ältesten und zugleich schönsten, bis heute den Betrachter tief bewegenden Darstellungen der Liebe soll im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stehen: das in Neapel ausgestellte Relief „Orpheus, Eurydike, Hermes“ aus dem

5. vorchristlichen Jahrhundert. Es greift aus einer der klassischen, bis heute inspirierenden Mythen den alles in sich versammelnden Kernmoment heraus: Wie Orpheus seine bis über den Tod hinaus geliebte und begehrte (vom Schicksal zurückbegehrte) Frau dadurch ein zweites Mal und unwiderruflich verliert, dass er sich auf dem Weg aus der Unterwelt entgegen der mit den Göttern getroffenen Vereinbarung nach ihr umdreht. Das Relief zeigt keinerlei inneren Kampf, kein Bedauern, sondern einen Liebesblick, der in aller Gelöstheit und mit aller Hingabe getauscht werden kann, weil die unanfechtbar verhängte Trennung ihn frei gibt. Die Liebenden tun, was alle Liebenden sofort und unverzüglich wollen, sie tun einfach, koste es, was es wolle und sei es der gesellschaftliche Ruin oder eben der Tod, wonach ihnen ist.

Vor dem Einstieg in eine genauere Analyse und Interpretation müssen wir uns allerdings mit den Vor- und den Nachgeschichten befassen.

Eurydike ist keines natürlichen Todes gestorben, sondern durch den Biss einer Giftschlange, was auf einen göttlichen Eingriff hindeutet: Orpheus war Musiker und verfügte über die magische Kraft des Gesanges in einem Maße, das die kosmische Ordnung, für welche die olympischen Götter zuständig waren, durcheinander brachte: Er zähmte die wilden Tiere, erweichte die Steine, ließ anders als der sich auf ihn beziehende Shakespeare, nämlich buchstäblich den Wald sich in Bewegung setzen – so mögen die Götter ihn einer ersten Bestrafung unterzogen haben. Wenn es so war, dann in Unterschätzung einer Kraft, mit der die Götter in ihrer Unsterblichkeit so nicht rechnen konnten und die sich wiederum gegen die Ordnung der Dinge (wir bemerken immer deutlicher, dass es um das *Gesellschaftliche* geht!) wendet: der Liebe, zu der ein Mensch fähig ist. Die des Orpheus anerkennt nicht einmal die Grenze des Todes, statt wie es sich gehörte zu trauern nimmt er den Kampf auf, zähmt mit Hilfe der Musik den Hund, der die Unterwelt bewacht, er rührt die Rachegöttinnen zu Tränen, bringt die Maschinerie der Höllenstrafen in Unordnung (Sisyphos hört auf seinen Stein zu wälzen usw.) und erweicht schließlich sogar den für die Unterwelt zuständigen Gott. Was sich dann ereignete, wissen wir schon. Das Ende vom Lied ist, dass Orpheus von einer Horde wild gewordener Frauen zerrissen wird.

Nun sollte man meinen, dies wäre doch, nach dem Fehlschlag der Totenerweckung und nachdem Orpheus sich gefügt hatte, gar nicht mehr nötig gewesen! Tatsächlich zeigt sich an dieser Unstimmigkeit, dass an der Geschichte etwas nicht stimmt. In einer späteren Zeit, als die Ideologen vom Dienst, wie wir sie einmal nennen wollen, das Anarchische dieser Geschichte abmildern wollten, wurde das mit dem Umdrehverbot erst nachträglich eingefügt und etwas offen-

bar als heikel Empfundenes getilgt: dass Orpheus nämlich ursprünglich Eurydike tatsächlich frei bekommt. Erst wenn es so war, wird das grausige Ende des Orpheus plausibel: Ein Revolutionär, der auch noch regelmäßig Erfolg hat, weil er nämlich die magischen Mittel dazu hat, kann nicht geduldet werden.

Dies heißt mit der Perspektive der Götter zu sprechen. Eine andere Pointe ergibt sich, wenn man es aus der Sicht dieser mörderischen Frauen betrachtet: Es handelt sich um „thrakische Mänaden“, also um Anhängerinnen des für Rausch und Ekstase zuständigen Gottes Dionysos, wie sie nach der Überlieferung tatsächlich durch die Gegend gezogen sind, um ihre kultisch angestachelten und entfesselten sexuellen Bedürfnisse scham- und schrankenlos auszuleben. Wenn Orpheus ihnen zum Opfer fiel, weil er ihnen, wie es heißt, nicht zu Willen war, dann hat er auch im *eigenen* Tode noch, und zwar wiederum freiwillig, den diesmal eindeutig *sozialen* Frevel begangen, *um der personalen Liebe willen sich jeder gesellschaftlichen Weiter- und Wiederverwertung des Sexuellen zu erwehren*: außer der Wiederverheiratung auch der sonst vorgesehenen gesellschaftlich-kultischen Ventile für das sexuelle Begehren.

Wir ziehen noch eine andere Vorgeschichte in Rechnung. Bis hierher sind wir mit den Mythen so umgegangen, als seien sie wie die Märchen – deren frappante Ähnlichkeit rund um den Globus hier ihre Ursache hat – Kondensate menschlicher Urerfahrungen, des vortheoretischen Wissens („Vom Mythos zum Logos“). Auf ihrer Oberfläche sind sie das auch. Sie haben aber im Unterschied zu den Märchen, die sozusagen einer „Evolution auf dem freien Markt“ unterworfen waren, in der sich durchsetzte, was die Erlebnisse der Zuhörer zusammenfasste und ihren wirklichen *Erfahrungen* Stimme verlieh, noch eine dunkle Vorgeschichte und übermalte Tiefenschicht, auf die der Religionswissenschaftler René Girard eindrücklich aufmerksam machte: Sie entstammen jener kultischen Vergangenheit, in welcher die Gesellschaft sich dadurch stabilisiert hat, dass im kollektiven Ritus Menschen gemordet wurden, „Sündenböcke“, in denen sich mit abweichenden Verhaltensweisen gesellschaftsgefährdender Sprengstoff konzentriert hatte, die man dann aber, um eine ideologisch stabilisierende Tradition zu stiften, deren blutiger Ursprung zugleich verdeckt war, zu „Heroen“ stilisierte, exemplarischen Menschen, in deren Qualitäten und Schicksalen sich die geltenden Werte und Normen vermitteln ließen.

Nach diesem Modell wäre Orpheus ursprünglich ein Mensch gewesen, der seiner Geliebten so kompromisslos und alle Grenzen überschreitend angehangen hat, dass der gesellschaftliche Funktionszusammenhang oder der Zusammenhalt gefährdet schien. Vielleicht hat er sie keinem andern, für den sie doch bestimmt

war (sagen wir: im Frauentausch, von dem die Ethnologen sagen, dass er mit dem Inzesttabu zum Funktionieren aller archaischen Gesellschaften nötig war) überlassen wollen, vielleicht nach ihrem Tod die Beteiligung an der Reproduktion verweigert, vielleicht wurde er auch nur als zufälliges Opfer „ausgeguckt“, als es so weit war, dass zu viele sich ein Recht auf erotische Selbstbestimmung herausnahmen und entgegen den Erfordernissen des Gruppenerhalts auf so etwas wie „romantischer Liebe“ beharrten. Vielleicht war er tatsächlich einer, der durch die Magie der Musik andere dazu bewegen konnte, der Stimme des Herzens statt dem sozialen Regelwerk zu folgen. Reizvoll ist der Gedanke, dass der überlieferte Mythos noch überliefert – nachvollziehbar ist es ja wohl genug, wenn es auch Spekulation bleiben muss! - wie der Ritualmord an ihm vonstatten ging: in einer wie gewisse Landstriche Griechenlands heute noch stark matriarchalisch geprägten Gruppe, ausgeführt von Frauen, die das Sich-Verweigern von über den Tod hinaus treuen Männern nicht hinnehmen konnten.

So betrachtet, zeigt der Orpheus-Mythos nicht nur, dass es die personale Liebe in sehr frühen Zeiten menschlicher Vergesellschaftung schon gab, sondern auch, dass die Menschen sehr lange schon ein Bewusstsein davon haben, dass sie das Funktionieren der gesellschaftlichen Disziplin gefährdet. Ausschließliches wechselseitiges Begehren zweier Menschen und ihre ausschließliche Bindung aneinander über den Tod hinaus schön und gut, aber beides doch bitte in festgelegten Grenzen und unter Kontrolle! Dies könnte schon immer die gesellschaftliche Definition oder sagen wir die Staatsräson der Liebe gewesen sein, Liebe als Institution, bis heute womöglich und überall.

20-6-09

Die Szene des neapolitanischen Reliefs zeigt die drei Figuren dicht bei einander, was der Darstellung ihrer Interaktion und wechselseitigen Bezogenheit eine große Dichte und Intensität verleiht und eine eigentümliche Stimmung über das Ganze legt. Das verdankt sich folgender Bildidee: Angeführt von Orpheus und bewacht von dem hinter Eurydike schreitenden Gott Hermes, dessen Aufgabe es normalerweise ist, die Seelen der Verstorbenen *in* die Unterwelt zu geleiten, waren die drei in gemessenem Abstand auf dem Weg in die diesseitige Wirklichkeit. Dann ist Orpheus stehen geblieben und hat sich entgegen dem Verbot umgedreht, allerdings nur um wenig mehr als zur Hälfte; Eurydike hat zu ihm aufgeschlossen, und zwar so, dass in dem Moment, in dem ihr linkes Bein zu senkrechtem Stand gekommen ist, ihre Schulter der seinen auf zwei Handbreiten nahe gekommen ist. Dann hat Hermes sie erreicht, genau in dem Moment, in dem

ihr rechtes Bein so weit nach vorn schwingen wollte, dass es zu einer Umarmung hätte kommen können; aber Hermes hält diese Bewegung auf, indem er, ihre Hand ergreifend, die dazu notwendige Bewegung von Schulter und Arm nach vorn aufhält und, sich selbst schon zurücklehnend, ihren Gang in die Gegenrichtung einleitet, dies genau in dem Moment, in dem Orpheus die zärtliche Geste, mit der Eurydike seine Schulter berührt, mit einem Streicheln ihrer Hand erwidert; gleichzeitig hat er sein Gewicht schon wieder in Richtung Ausgang verlagert, wohin auch sein Musikinstrument weist, die Kithara, zu der er bald wieder unter den Menschen singen wird.

Dies ist etwas ganz anderes als das aus einem Film herausgeschnittene Standfoto, nach dessen Analogie wir mit heutigen Sehgewohnheiten die Szene verstehen wollen. Was diesem Augenblick vorausgeht sowie das, was ihm folgen wird, ist in ihn hineingezogen: Anhalten, Erblicken, Kommunikation, Trennung, Auseinandergehen. So fehlt jede Dramatik. Keineswegs hat Orpheus erst mit sich gerungen, sich dann entschieden und umgedreht, um sich schließlich verzweifelt vor den Kopf zu schlagen und Eurydike ratlos hinterher zu blicken. Vielmehr ist alles, was geschieht, in diesem einen Augenblick enthalten, so, wie dies eine Bild die ganze Geschichte und die ganze Botschaft enthält. Mit der Hand, die Eurydike auf die Schulter des Geliebten legt, stellt sie den Hautkontakt her, mit dem sie sich seiner körperlichen Anwesenheit vergewissert, stellt sie Intimität her, übermittelt sie ihre Liebesbotschaft, nimmt sie Abschied.

Hermes steht, zurückweichend-mitnehmend, in größerem Abstand zu den Liebenden. Distanziert sieht er dem zu, was sich ereignet, identifiziert es als das Vergehen, das verabredungsgemäß zur Trennung führen muss, und leitet diese umstandslos ein. Alle drei scheinen zu wissen, was sie tun, was geschieht und dass es so sein muss. Wenn wir oben von der Freiheit sprachen, mit der Orpheus sich zurückwendet, so können wir jetzt präzisieren: Er tut, was er von innen heraus tun muss, in vollem Bewusstsein der Folgen und ihrer Unabänderlichkeit.

Alles konzentriert sich in dem Blick, den die Liebenden tauschen. Was sagt dieser Blick aus über die Liebe selbst?

Wenn Hermes als Vollzugsbeamter einer Ordnung, die sich metaphysisch gibt, aber doch von Willkür durchsetzt ist²⁵, die Gesellschaft repräsentiert, dann ist die Liebe das, was sich aus eigener Kraft und mit eigener Souveränität dieser entgegensetzen und mit einem Wimpernschlag einen (intimen) Binnenraum schaffen kann, in dem stattfindet, was die Gesellschaft so wenig wie die ihre

²⁵ (die Götter können, sehr menschlich motiviert, Ausnahmen von scheinbaren Naturgesetzen machen und eigene Regeln setzen, ihr Spiel mit den Sterblichen spielen)

Werte verkörpernden Götter, in diesem Fall die olympischen, gewähren kann: das „Erkennen“ eines Menschen durch den andern und umgekehrt, in dem jeder bedingungslos als all das anerkannt ist, was ihn ausmacht, einschließlich dessen, was ihm darüber hinaus möglich ist oder ihm zustoßen wird²⁶. Wenn Orpheus und Eurydike den verbotenen Blick tun und damit das, was die Liebe in diesem krisenhaften Augenblick der Wiedergeburt verlangt, und den Aufschub des Liebesblicks verschmähen, der diesen sozialverträglich gemacht hätte, setzen sie das bedingungslos anerkennende Sein-für-einander absolut, das es nur in der Liebe gibt, wohl wissend, dass die Götter, Agenten des gesellschaftlich Notwendigen, dies nicht dulden können. So spiegelt die Liebesbegegnung auf der Außenseite der eigenen Aura, die sie um sich legt - die Eurydike und Orpheus durch Körperhaltung, Gestik, Berührung und Blick um sich legen - die Inhumanität jener zurück, das Nicht-Anerkanntsein des einzelnen Menschen in einem Sozialen, das von Macht und Disziplin bestimmt ist. Der Liebesblick selbst weiß das. Sich dem andern ganz öffnend, in aller Verletzlichkeit preisgebend und ihn ganz so, wie er ist und sein wird, zugleich gewähren lassend und sorgsam einhüllend, weiß er, dass er damit die Grenzen übersteigt, die reale, von Macht bestimmte Gesellschaften²⁷ den menschlichen Bedürfnissen setzen. Liebe wäre gesellschaftlich nur möglich in einer Welt, die Orpheus und Eurydike, aber auch der Bildhauer und seine Auftraggeber sowie die Öffentlichkeit der Polis, für die das Relief bestimmt ist, noch nicht denken können. Im Leid, das die Liebenden ertragen müssen – werden sie doch getrennt, wenn sie tun, wonach ihnen ist – ist aber das Bedürfnis einer anderen Verfassung der Wirklichkeit gegenwärtig, und im Gesang des Steine und selbst Götter erweichenden Orpheus²⁸ kündigt sich schon an, wodurch sie heraufgeführt werden könnte: dadurch, dass die Liebenden ihre schöpferischen²⁹ Kräfte außer auf die private Idylle, in der allein die Liebe gelebt werden kann, auch auf das Draußen richten, das sich in ihr spiegelt und in das sie verwoben ist. Auch dies liegt schon schlafend im Liebesblick von Eurydike und Orpheus: Dass man eigentlich auf Hermes pfeifen und mit dem eigenen Vorbild und der Kithara für eine Welt werben müsste, in der die Liebenden auch gesellig, ja politisch leben könnten.

²⁶ den Tod eingeschlossen, der immer ein ganz persönlicher ist und in dem sich das Fremdbleiben des einen für den andern, die Unverfügbarkeit und Uneinschmelzbarkeit auch des Geliebten, aufs Schärfste und endgültig geltend macht

²⁷ (und die Griechen kannten noch keine andere außer in der Projektion des Goldenen Zeitalters, weshalb Orpheus und Eurydike die revolutionäre Perspektive nicht haben, die in der Moderne sich sehr wohl eröffnet, weshalb wiederum wir dieses Relief als politisch-utopisches Idyll lesen können)

²⁸ (bestimmt ist es kein Zufall, dass der Exponent von strafbarer Liebesradikalität gleichzeitig der exemplarische, mit magischen Kräften begabte Künstler ist!)

²⁹ weil *notgedrungen* auf das Schaffen von Noch-nicht-da-Gewesenem verwiesenen

Dies war etwas viel auf einmal, und so soll im folgenden genau aufgedröseln werden, was sich im Liebesblick von Eurydike und Orpheus zu erkennen gibt.

1. Raum.

Der Blick erfüllt einen von ihm selbst mit gestischer Unterstützung geschaffenen auratischen Binnenraum, dessen seitliche Grenzen Eurydikes rechter und Orpheus' linker Arm bilden, die abgrenzend durch das Ein-Greifen des Hermes einer- und Orpheus' Kithara andererseits symmetrisch in entgegengesetzte Richtungen weisen: die „Blase“ (Sloterdijk) einer aus dem Dazwischen von Jenseits und Diesseits herausgeformten „Intimsphäre“, in der weder Hades noch Lebenswelt, weder Gesellschaft noch Religion (für beides steht Hermes) etwas zu suchen haben. Hermes registriert die Gebotsverletzung, zeigt vielleicht auch das bekannte Mitleid der Vollzugsbeamten, aber wirklicher Empathie ist er, der den Tod nie erfahren wird und also diese Liebe nicht ermessen kann, nicht fähig³⁰. Damit, dass den Anstoß zur Bildung dieses auratischen Binnenraums die Wideretzlichkeit gegen den zur Bedingung der Wiedergeburt gemachten Aufschub, also gegen die „sozialisierende“ Disziplinierung, gegeben hat, grenzt diese Intimsphäre sich gegen das bestehende Soziale ab, dessen Funktionieren die Religion garantiert, und damit auch gegen diese, jedenfalls in ihrer durch Hermes vertretenen aktuellen Form der olympischen Götterwelt. Nicht sichtbar wird eine Menschenwelt, in der keine Macht die Liebenden um den Preis endgültiger Trennung, ja des Todes, an der spontanen Verwirklichung dessen hinderte, was sie aus sich heraus tun müssen – aber es ist zu fühlen, dass sie fehlt, aussteht: eine Utopie, ein Nicht-Ort, zu dem man nur durch die Unmöglichkeit gelangen könnte, Hermes und seine Verwandtschaft abzuschütteln ohne sich neuen Dienstbarkeiten zu unterwerfen.

2. Zeit.

a) Eurydike: Ihre Zeit war bereits abgelaufen. Gestorben zu sein bedeutet bei den Griechen, dass man zum Schatten seiner selbst wird und mit dem Gedächtnis jedes Bewusstsein seiner selbst verliert, reaktivierbar nur in Ausnahmefällen wie dem Hadesabstieg des Odysseus. Was dort das Wiederkommen der Erinnerung bei der Mutter und bei Achill bewirkt, bewirkt bei Eurydike ihr Blicktausch

³⁰ (Dass es bei den Göttern deftiger zugeht, weiß man aus jener In-flagranti-Szene zwischen Aphrodite, Apoll und Hephaistos, die das berühmte („Homerische“) Gelächter der Olympier auslöst.)

mit Orpheus: Aus schon abgerissener Kontinuität wird sie plötzlich, ganz ereignishaft, in die mit anderen Wesen geteilte Zeit wieder hineingerissen, aber eben nur in diesem Augen-Blick. Keineswegs gewinnt sie Anschluss an das Leben in Sorge, mit dem die Menschen draußen ihr Leben hinbringen: zweifellos hätte sie auf die Frage nach Jahr, Datum und Tageszeit keine Antwort.

b) Orpheus: Er hat mit dem Hadesabstieg die Zeit seines sozialen Lebens unterbrochen. Auf dem Weg hinaus aber tickte quälend die Uhr: Konnte, sollte, wollte er sich an die Verabredung, an das Verbot des Sich-Umdrehens halten? Wie viele Schritte blieben ihm noch? Auch diesem Zeitfluss hat er mit seinem Blick ein Ende gesetzt: genau für diesen Augen-Blick herrscht eine Zeit, die nur für ihn und Eurydike gilt: eine freilich, in der wie mit einem Schlag alles, was sie verbindet, enthalten ist, so wie sich in Nahtoderfahrungen das ganze Leben abspulen soll. Gleich, der Griff zum Instrument und der Schwung seines Beins deuten es bereits an, wird er in die Chronologie der Normalität zurückkehren.

c) Orpheus und Eurydike:

Vielleicht sagt man es treffend, wenn man formuliert, sie „zelebrierten“ etwas: so wie die Katholiken etwas zelebrieren, wenn die Messdiener es dreimal klingeln lassen: statt der Präsenz des zu Wein und Brot werdenden Gottes die Wiederkehr, sagen wir ruhig: die Epiphanie des „Wir“, das durch den Tod des einen zerschnitten, im Gedächtnis des anderen aber aufbewahrt wurde. „Ewigkeit im Augenblick“ nach der Goetheschen Formel? Sicher ist, dass Liebende den Augenblick der Vereinigung so erfahren, schon im Epos, das eine christliche Transzendenz nicht kennt, ereignet sich, mit der Glaubwürdigkeit der Märchen (s. o.), dass die Götter in der ersten Nacht nach Odysseus' Heimkehr für ihn und Penelope die Sonne anhalten; so wird man mit gebotener aufgeklärter Nüchternheit sagen dürfen, dass die Liebenden mit ihrem Einswerden so ähnlich in einer *eigenen Zeitdimension* „verschwinden“, wie sie auch räumlich „dicht machen“: s. oben, und dass sich eben auch dies in Orpheus' und Eurydikes Liebesblick zeigt.

23-6-09

3. Vereinigung

Eine moderne dramatisierende Bearbeitung des Stoffes ließe sich nicht entgehen, dass Orpheus auf diesem Weg nach oben von seinen Gefühlen „übermannt“ werde, darunter, weil es sich dabei nun einmal um den stärksten Antrieb im Menschen handelt, von seinem sexuellen Begehren. Dass auch das Relief hiervon weiß, zeigt schon die durchaus erotische Auffassung von Eurydikes Körper, dessen Verhüllung fast raffiniert ihre Brüste, ihre „Kurven“, ihre Anmut hervor-

treten lässt: Dies könnte auch ein Bild der Liebesgöttin sein. Dass Sexualität auch in der Zuwendung beider zu einander enthalten ist, kann man sich mit der Überlegung deutlich machen, ob eine denkbare Begegnung zwischen sehr engen Freunden auf dieser Grenze zwischen Leben und Tod, sagen wir zwischen Achill und Patroklos, oder zwischen Mutter und Kind, Demeter und Daphne, ähnlich gestaltet sein und auf uns wirken würde. Es ist ersichtlich nicht der Fall. Bei aller Zartheit ist der Zusammenklang von Blick und wechselseitiger Berührung so innig, wie das nur bei Partnern sein kann, die „das ganze Programm“ miteinander kennen gelernt haben und sich seiner in wiedererwachter Vertrautheit erinnern. Es ist geradezu so, dass wir Zeugen einer aufs Äußerste verdichteten Wiederholung, Wieder-Holung dieser einmaligen Liebesgenese werden:

Eurydikés Kopf ist ganz leicht gesenkt, weil sie eben noch, benommen in Selbst- und Weltvergessenheit, den Blick auf den vor ihr liegenden Pfad gerichtet hatte, von der er sich langsam auf die vor ihr gehende Gestalt erhoben haben mag. „Aufgetaucht“ ist sie erst in dem Moment, in dem Orpheus sich umdrehte. Nun aber ist das, was sie als Person ausmacht, ihre „autobiographische Erinnerung“, wie man heute unter nur allzu berechtigter Vermeidung des metaphysisch geprägten Seelenbegriffs sagt, in Sekundenschnelle (die Hirnforschung kann uns das inzwischen völlig plausibel machen) „hochgefahren“. Aber doch zweifellos nicht das Selbst, das sich im Alltag bewähren muss: Kein Mensch würde sie jetzt, wenn wir uns in der Gegenwart befänden, Auto fahren lassen. Es ist der Blick des Geliebten, der sie hochgezogen hat, ein Andocken, mit dem er sich ihr ganz öffnete und die ganze Geschichte des gemeinsamen Wir präsent machte³¹. Wie sie leicht von unten nach oben, so blickt Orpheus leicht von oben nach unten: sich versenkend und hochziehend (unvermeidlich, an das in anderer Grammatik leider nicht mögliche „tira mi su“ der Italiener zu denken). So „schlüpft“ auch er „ein“ ins Dyadische, freilich aus entgegengesetzter Richtung, von dieser auch nicht durchaus gelöst und schon wieder in sie zurückschwingend, während sie noch vor dem Wiederabstieg verharrt.

4. Trennung

Was wünschen sich die Männer, da sie doch selber nicht gebären können, mehr, als einer Frau oder – Casanova! – mehreren, vielen Frauen „Leben“ zu schenken! Sie aus den Zwängen, unter denen sie leiden, aus ihrer Verklemmtheit, dem

³¹ „Ganz da“ ist sie als Teil jener Dyade, die mit der Schubkraft auch der sexuellen Begierde sich zunächst in der Erfahrung körperlicher Verschmelzung realisierte, um dann in der Ausbildung und Kultivierung einer Intimsphäre, eben jenes auratischen Binnenraums, der soeben wie mit Zauberkraft – siehe oben – wiedererstanden ist, eine feste und, wie sich zeigt, bei Orpheus trotz ihres Todes „gut aufgehobene“ feste Form gefunden hat.

inneren Tod, den sie durch Unterdrückung gestorben sind, zu erlösen! Nun hatten die Griechen schon einen Mythos, der dieses männliche Schöpferum am weiblichen Geschlecht³² greifbar macht: den von Pygmalion, dem Bildhauer, dem eine weibliche Aktfigur lebendig und zur Gefährtin wird. Die Geschichte hinter unserm Relief ist jedoch eine ganz andere, und dies gibt seinem Liebesblick auch einen ganz anderen Sinn, der an Orpheus auch ablesbar ist. So, wie er hier vor uns steht, würde kein Mensch Pygmalion oder Casanova darstellen: versunken, hingegeben, melancholisch.

Hinter Eurydike und Orpheus liegt eine Ehe, die, das dürfen wir wohl unterstellen, von der denkbar größten Zuneigung zu einander bestimmt war. Der Tod Eurydikens hat diese Ehe, aber nicht die Liebe beendet. Auch noch die Tote hat Orpheus dermaßen geliebt – er hat *nicht* um sie *getrauert!* -, dass er ihr wie ein Verliebter dem Objekt seiner Begierde nachgestellt hat. Er hat die größten Kräfte, die ein Mensch aufbieten kann, ins Werk gesetzt, die magischen nämlich, die in der Musik stecken, die Grenze zwischen Leben und Tod überwunden, die ganze Hölle in Unordnung und die Götter in die Bredouille gebracht. Deutlicher, drastischer kann man nicht oder konnte man in der Antike nicht darstellen, worum es also geht: *nicht* um Sex, für den viele Partner in Frage kommen, *nicht* um die Formen der Erotik, in denen es ums Gemeinsame, ums Passen, ums Höhere oder eben um die Verwandlung des Partners gemäß einem Bilde oder einem Ideal geht, sondern *um diese eine unvergleichliche, unersetzbare Person mit ihrem absolut persönlichen*³³ *Schicksal*. Orpheus will *Eurydike*, mit aller Emphase zu sprechen, diesen *Anderen* trotz seiner und in seiner unaufhebbaren Eigen- und damit Fremdheit und Unverfügbarkeit, und sonst nichts und niemanden. Dies aber ist es, was gegen die Weltordnung steht und gesellschaftlich (von den Göttern) nicht geduldet werden kann. Mit dem *Verbot* des Blicks wird die Resozialisierbarkeit dieser Liebe getestet. Mit dem *Bestehen* auf ihm – und zwar dem spontanen, d.h. den Eigengesetzen der Liebe folgenden – wird diese in den Wind geschlagen. Der *Augenblick einer wiedererfüllten ganz und gar persönlichen, jeder gesellschaftlichen Verfügung entzogenen, eigengesetzlichen (autonomen) Liebe* wird einem *Alltags-Miteinander im Kompromiss von Vergesellschaftung vorgezogen* – in aller (an der Figur ablesbaren) schicksalsergebenen Traurigkeit, war es doch ein Alltags-Miteinander, um dessentwillen Orpheus zur Überwindung des Todes ausgezogen war.

³² (die Rippe Adams mag auch noch damit zusammenhängen)

³³ (*gerade durch den Tod, der jedem der eigene ist*)

5. Kommunikation

Wenn Orpheus und Eurydike einander also doch als einander fremd und unverfügbar Bleibende anerkennen, dann ließe ihre Vereinigung im Liebesblick auf das Paradox einer Verschmelzung der Unverschmelzbaren hinaus. Dieses Paradox ist aber keins, wie sich bei genauerer Betrachtung zeigt, es ist nur eins der Wörter und ungeklärten Begriffe. Was passiert denn in der Liebe wirklich?

In der Natur ist es so, dass zwecks Befruchtung die aus hygienischen Gründen äußerst soliden Grenzen zwischen zwei Organismen durchdrungen oder überbrückt werden müssen. Wegen des allgegenwärtigen Drucks, den Parasiten und Fressfeinde ausüben, und wegen der Erfordernisse der Zuchtwahl bedarf es dazu zumindest bei den warmblütigen Tieren eines starken, in vielen Fällen selbstmörderisch übermächtigen Geschlechtstriebes (also gut: der Männchen). Gelangt er ins Ziel, kommt es mit der Kopulation wirklich zu einer momentanen Verschmelzung von zwei Systemen zu einem, aus der dann Nachwuchs hervorgehen kann.

Hegel – und er zieht hier nur die Summe unseres abendländisch-metaphysischen Denkens – spricht uns Geistwesen etwas ganz Ähnliches zu. In der Liebe, schreibt er, vergessen wir uns im Andern, um mit ihm zusammen ein Selbst höherer Stufe zu bilden, in dem wir ganz aufgehen, ohne unsere Identität einzubüßen.

In Wahrheit ist es so, dass wir zwar schon, wenn wir uns verlieben, vielleicht mit dem berühmten ersten Blick schon, ahnen und wünschen, mit diesem anderen Menschen ein neues Ganzes zu bilden zu können, in dem wir mit allen unseren Bedürfnissen, Leiden, Verletzlichkeiten geborgen sind; was wir dann aber erfahren, ist gerade im besten Fall etwas anderes: Das sexuelle Begehren treibt uns, die Hüllen aller Art fallen zu lassen und uns dem anderen so anzuschmiegen, dass der eine gewissermaßen zur Folie, zur Passform des anderen wird: Wir analysieren den andern ja nicht, sondern legen die biographischen Selbste – gerade auch in früh- wenn nicht vorkindliche Erfahrungen hinabsteigend – so an- oder aufeinander, dass eines das andere so abbildet, wie etwa ein hochspezialisiertes Insekt im tropischen Biotop seine Umwelt abbildet: Nicht umsonst nennt das Alte Testament die geschlechtliche Vereinigung ein „Erkennen“. (Wir lesen in einander wie in einem Roman: wo es ja auch darauf ankommt, *sich* ins Spiel zu bringen.) Je näher wir einander aber kommen – was die Psychologen „Idealisierung“ nennen, mag eine zeitweise täuschende Hilfe sein – desto zwingender erfahren wir aber auch, worauf Tiere in ihrer Weltverschlossenheit nicht kommen können, was die Metaphysik und Hegel überspielt haben und was mit un-

serm Schicksal als „weltoffener“, in die Welt nicht integrierter und so auch mit sich selbst nicht identischer Wesen gegeben ist: *unsere tiefe Verschiedenheit voneinander*, die dadurch noch verschärft wird, dass in uns je andere unausgelebte Möglichkeiten warten und wir uns in der Zeit auf eine keinem andern zugängliche Weise verändern müssen; dass, um es mit Max Frisch zu sagen, in jedem (festen) „Bild“, dass wir uns vom andern machen, die Liebe zu ihm sterben muss. Die geschlechtliche Vereinigung mag dann zwar im Moment als eine totale erlebt werden, „auftauchend“ merken wir, dass es nur eine ekstatische Vision ohne Inhalt war, die sie begleitete. Daher vielleicht die angebliche Traurigkeit aller Lebewesen „post coitum“: Wir stellen fest, dass du der geblieben bist und ich der geblieben bin, der wir jeweils waren. An der Stelle gehen viele Paare auseinander, vorzugsweise die Männer ergreifen die Flucht. Wenn Paare es nicht tun, dann deshalb, weil sie sich aneinander *gebunden* haben und sich eine neue Perspektive auftut, die für die enttäuschte Hoffnung dauerhafter Verschmelzung entschädigt: *Kommunikation übers Trennende hinweg*. Was jetzt alles wieder in Frage stellen und zum Scheitern bringen kann, sind die Versuche, den Andern nicht den sein zu lassen, der er ist, ihn an der Entfaltung seiner Möglichkeiten³⁴ zu hindern. Die Chance, eine Liebe zu realisieren, besteht darin, in gegenseitiger Anerkennung und doch mit Blick auf den Fluchtpunkt eines als utopisch gewussten Einsseins ein Drittes zu kreieren: jene dyadische Zweisamkeit, in der zwei Pole sich ebenso kommunikativ wie kreativ nach innen³⁵ und außen³⁶ wenden, ohne sich aufzugeben und miteinander zu verschmelzen. Die Wahrheit der Liebesvereinigung wäre also ihre Unterschreitung und doch auch Überbietung durch ein Surrogat: die *Liebeskommunikation* zwischen einander ebenso Begehrenden wie Sein-Lassenden. Sie, scheint mir, ist das Tiefste und Wichtigste von dem, was wir dem *Blick* von Eurydike und Orpheus ablesen können. Sie ist es, die die Liebe der Gesellschaft gegenüber emanzipiert und autonom macht, ja zu einer Instanz, vor der ein gesellschaftlicher Ist-Zustand sich auf seine Menschlichkeit hin prüfen lassen müsste, vor allem aber zu einem Kraftzentrum, von dem aus die Menschen wieder in die Offensive gegenüber selbst geschaffener Menschenfeindlichkeit gelangen könnten.

³⁴ und dem Leben dessen, was er noch nicht ist, (in allzu verständlicher Verlustangst)

³⁵ (private Idylle)

³⁶ (Praxis, Arbeit, Politik im grundsätzlichen Sinne, ästhetisches Gestalten, „poetisches Handeln“)

Hans Asbeck / Karl Frye

*Ein Briefwechsel über
die Liebe*

Januar – Februar 2010

Als Rückmeldung auf mein erstversendetes Manuskript „Über die Liebe“ (Vorwort plus „Orpheus, Eurydike, Hermes“ plus Exkurs „Der Liebesprozess“) erreichte mich Anfang Februar ein Brief von besonderer Kostbarkeit: Mein alter Freund Karl Frye aus dem um *Romrod* (vgl. S.32) und Wolf Dietrich / Barbara Kupisch zentrierten Kreis, in dem ich i den siebziger und achtziger Jahren einzigartige Erfahrungen des Zusammen-Lebens-und-Arbeitens machen durfte, hatte sich sehr eindringlich, ebenso verstehend wie kritisch und weiterführend, mit meinen sich ja erst herausbildenden Gedanken auseinandergesetzt und dem auch eine sorgfältig gewählte sprachliche Form gegeben. Ich konnte nicht antworten, ohne mein ganzes Konzept noch einmal gründlich durchzudenken und auf den Stand zu bringen, der mit den neu verfassten Exkursen „Die Entstehung der Liebe“ und „Liebe und Politik“ entstanden, aber auch über sich hinauszutreiben war. Als ich meinen Brief abschickte, wurde mir klar, dass ich mit ihm genau dem nahe gekommen war, was mir ohnehin anzustehen schien: eine neue Einführung in mein Projekt für diejenigen, die ich als neue Mitleser gewinnen möchte (und wegen des allzu Provisorischen des ursprünglichen Vorworts bisher nicht einzubeziehen gewagt hatte), und eine Unterrichtung über den derzeitigen Stand des Konzeptes für die wenigen, die ich mit klopfendem Herzen schon früh, wie man ohne Koketterie auch sagen kann: belästigt hatte. Da hätte ich natürlich die Bezugnahmen auf Karl einfach tilgen können und die Laube wäre fertig gewesen. Das kam mir dann aber viel zu schade vor für diese schöne Entstehungsgeschichte, und so habe ich mit Karls Zustimmung die beiden Briefe ohne große Änderungen so ineinandergeschnitten, wie es hier jetzt zu lesen ist: die Teile aus seinem in kursiver, die aus meinem dann in Normalschrift.

28. Februar 2010, H. A.

Hans Asbeck / Karl Frye

Ein Briefwechsel über die Liebe

Die Liebe ist stärker als der Tod, sie überwindet alle sozialen Schranken? Romeo und Julia, Orpheus und Eurydike? Oder ist es nicht so: Liebe, dieses starke Gefühl, diese Sehnsucht bis ins Unendliche, sie ignoriert den Tod, sie ignoriert jedes Gesetz, jedes soziale Gefüge, weil sie glaubt, ohne die begehrte Person nicht mehr leben zu können? Alles verliert seinen Wert, seine Bedrohung, nur die Erfüllung der Liebe zählt? Doch meist zeigt sich wohl die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses unendlichen Sehns, es endet in Fiasko und Vernichtung: Werther, Romeo und Julia.

*Nicht die Überwindung aller Schranken ist die Liebe, sondern die Herausforderung, das Alles-aufs-Spiel-Setzen, weil das eigenen Leben ohne die Erfüllung, die nicht möglich ist, nichts mehr wert ist. Eine Erfüllung nur möglich in der Unmöglichkeit, in der Unendlichkeit, eine Paradoxie der *conditio humana*.*

Gibt es Romeo und eine Julia, gibt es den Werther, den Orpheus, gibt es diese literarischen Wesen im profanen, banalen Leben? Zeugen sie nicht eher von der unstillbaren und nicht zu erfüllenden Sehnsucht? Kann das Leben literarisch werden?

Nie endendes quälendes Ringen, zum Scheitern verurteilt, Illusion und doch: Es ist Zeit, es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt, so Paul Celan. Woher also dieses Leiden?

Du sprichst die *Unbedingtheit* der Liebe an und damit ihren Widerspruch zum wirklichen Leben, der sie gefährlich, aber doch auch zu einer Hoffnung macht.

Wir stecken hier mitten in dem Problem, das schon Kant mit dem Unbedingten hatte: Seine Lösung war, wie du weißt, dass wir es zwar denken müssen, es aber nicht erkennen können. Der letzte Stand meiner Überlegungen hierzu, von Neurologie, Evolutionsbiologie und analytischer Philosophie des Geistes (zuletzt: Metzinger, *Der Ego-Tunnel*) angeregt, ist dieser:

Man muss sich das Unbedingte von ganz unten aus ansehen, aus der Perspektive der natürlichen Evolution. Dann sieht man, dass es zunächst mal eine Art Lückenbüßer ist, den die Evolution unserer Art benötigt, damit wir uns an die neuen Verhältnisse anpassen können, in die wir durch den Verlust einer „Umwelt“, der uns mit dieser verdrahtenden Instinkte und mit dem Sich-Öffnen der „Welt“ geraten sind. Ein Beispiel: Vor einem reißenden Fluss stehend weiß jedes Tier sofort, was zu tun ist. Ist man an solche Situationen angepasst wie z.B. die Wasseramsel, kann man sich an geeigneten Stellen hineinstürzen und auf dem Grund die Larven von Köcherfliegen finden. Ist man es nicht, muss man abdrehen – nicht so der Mensch, und zwar schon der ganz frühe der afrikanischen Urzeit. Ohne es explizit zu wissen unterstellt er ja schon aufgrund generalisierter Erfahrung, dass hier wie überall die *unbedingten* Gesetze von Geometrie und Physik gelten (was ja nicht ganz stimmt, weil es ja, wie Relativitätstheorie und Quantenphysik gezeigt haben, nur in einem mittleren Bereich gilt), und so wird er sich vielleicht nach einem Baum umsehen, der hoch genug gewachsen ist und günstig genug steht, um bei gut berechneter Fällung eine Brücke abzugeben. Nun treibt mit lautem Geschrei ein kleines Kind aus der eigenen Sippe vorbei, das weiter oben ins Wasser gefallen ist. Erstmals ist der Mensch so hilflos wie jedes andere Tier, dem kein Instinkt gegen die Angst vor so hoch gehenden Wellen hilft. Dann aber verspürt er - unsereiner - statt eines Instinkts *ein unbedingtes Gefühl*: Kinder müssen gerettet werden, und stürzt sich auf die Gefahr hin selber ins Wasser, dass dies den eigenen Tod bedeutet... Die Evolution hat also ein Wesen hervorgebracht, ein instinktberaubtes Mängelwesen, das sich zum Ausgleich für Unangepasstheit dadurch behaupten kann, dass es ganz neue Verhaltensweisen hervorbringt. In diesem Sinne ist es aus Sicht der Natur ein Akt höherstufiger Anpassung, wenn Menschen *die Liebe als etwas Unbedingtes zu fühlen und zu denken* lernen: Es macht uns fähig, aus dem Kontext unseres alltäglich-praktischen Lebensvollzugs auszusteigen; die *Freiheit* voraussetzende Entscheidung für etwas ganz anderes zu treffen; die Hindernisse der wirklichen Welt zur Disposition zu stellen, um die Zipfel einer besseren – menschlicheren – ergreifen zu können. Aus der Sicht der Evolution sind wir nämlich die merkwürdigen Wesen, die auf der Ebene der Einzelsubjekte, als Individuen, als du und ich, mit der Wirklichkeit nicht mehr zufrieden sein können (Stichwort: Entfrem-

dung – aufgrund des Exiliertseins aus jeder Umwelt und des Verlusts aller Instinktsicherheit, was übrigens ja auch die sozialen Beziehungen betrifft: wir sind *Vereinzelte*) und sich nach Alternativen sehnen. Die *gibt* es zwar (noch) nicht und die werden wir so, wie wir sie uns in unserer Beschränktheit vorstellen, auch nicht bekommen: als eine Art Himmel, aber durch die in gewisser Weise wahnhaft konstruierte Konstruktion des Unbedingten schreiben wir uns eine sozusagen schöpferische Handlungsfähigkeit zu und erwerben sie auch.

Der Nüchternheit zuliebe benutze ich vorübergehend das Wort *shortcut* hierfür: Die Liebe tut so, als *sei* sie etwas Absolutes und sozusagen der Königsweg in den Himmel, vielmehr: wir konstruieren sie so in unserer Beschränktheit, weil wir auf andere Weise die Aufweichung der Wirklichkeit, wie sie zur Realisierung einer humanen Welt und eines liebevollen Miteinanders in ihr gebraucht wird, nicht hinbekämen. Das Unbedingte zu wollen / unbedingt zu fühlen wie in der Liebe, wenn sie bedingungslos zum Anderen will, heißt: sich in eine Einstellung hineinstimmen, in der das Bedingende keine Allmacht mehr hat - in der diese suspendiert ist - und man eine eigene, unter anderem Gesetz stehende Kausalreihe begründen kann. Man kann jetzt die Welt verändern, schöpferisch werden. Die Liebe ist also die „überschießende Abkürzung“, das mentale Konstrukt, das uns verleitet, etwas in der Natur (und in der Gesellschaft, die „Zweite Natur“ bleibt, solange sie von Macht bestimmt ist und über die Menschen verfügt) nicht Vorgesehenes und also Gefährliches zu erschaffen: wirklich *humane* Verhältnisse, ein gegenseitiges Sich-Beheimaten, besser: Sich-nach-vorn-Werfen in Richtung eines machtlosen, von den Zwängen gegen sich selbst, gegen die anderen, gegen die Natur befreiten Miteinander-Lebens-als-ganze-Menschen (zwischen dann „blühenden Steinen“, um dein schönes Celan-Zitat aufzugreifen).

Verleitet? Jedenfalls *ermöglicht*, keineswegs zwingt, keineswegs uns von Verantwortung entlastend. Hier wird die Grenze einer evolutionsbiologischen Betrachtungsweise sichtbar: Die Natur, das ist ja grade ihr Witz an dieser Stelle oder ihre „List“, sagt uns nicht, was wir tun sollen, und so gewährt sie uns stattdessen, statt der tierüblichen festen Bahnen, statt der in den Genen liegenden und durch die Instinkte vermittelten Handlungsanweisungen, *Scheidewege* und stattet den Abweg vom Trampelpfad des überlebensdienlichen Alltags zwar mit triebstarken Motivationen aus, z.B. mit der sexuellen Lust, aber *entschei-*

den müssen wir dann selbst, was wir zu ihrer Verblüffung und begleitet von ihrem gänzlichen Unverständnis (wenn sie ein Subjekt wäre), dann auch können, weil sich uns ein selbstgeschaffener *geistiger* Raum erschließt, in dem außer den Kriterien der Liebe auch andere, z.B. diejenigen der Moral, gelten. Die Liebe also, in scharfem Kontrast zu dem, was wir unmittelbar empfinden und gegen die Intuition besonders der gerade betroffenen Schwerverliebten, kein substantielles Etwas, keine Natur- oder Himmelskraft, die uns überwältigte und jedes Recht gäbe, sondern eine *Gelegenheit* zur Transzendenz, in Gestalt eines *fühlenden Entwurfs* übers Seiende hinaus, bei dem es zwar um fast alles zu gehen scheint, um unser Glück, um den Sinn unseres Lebens, zu dem wir dann aber immer noch verantwortlich Stellung nehmen müssen.

Und warum nicht einmal die alltägliche Liebe zweier Menschen. Nicht so spektakulär, nicht so auf diesen einen Punkt des alles oder nichts aus, wo sich alles im Scheitern entscheidet. Sondern langsam, über viele Jahre wachsend in den Freuden und Sorgen des täglichen Lebens. Wo beide in gewissen Situationen das gleiche denken und sagen, dieses morgendliche Lächeln, diese kleine Freude, sich zu sehen. Der unerwartete Blumenstrauß. Auch im hohen Alter noch Hand in Hand durch die Stadt zu schlendern. Wie ist es mit der Liebe, die den dementen Partner bis zu seinem Tode pflegt?

Ich beginne mit letzterem und antworte mit einer Gegenfrage: Was ist, wenn es dich erwischt und du merkst, dass deine Frau im Sinne hat, dich, was auch kommen mag, bis zu deinem Tod mit aller Hingabe zu pflegen? Wirst du dich nicht einerseits über diesen Liebesbeweis freuen, andererseits aber alle Vorkehrungen treffen, dass ihr das, was sie sich da vorgenommen hat, erspart bleibt? Wieder stehen wir vor so einem Absolutheitsanspruch der Liebe, von dem man sagen könnte, dass er zu ihren transzendentalen Möglichkeitsbedingungen gehört, den ich aber *gleichzeitig* wieder als short-cut sehen und daraufhin befragen möchte, wozu er ohne unser Wissen eigentlich gut ist?

Vorschlag: Wir denken und fühlen uns das Dasein für den geliebten Menschen deshalb als unbedingt und unbegrenzt, weil wir es nur so von Mal zu Mal aus allen Kontexten der Berechnung und des Tausches heraushalten und dem anderen guten Gewissens *versprechen*

können, es auch in Zukunft so zu halten. Wie uns aber die stürmische, Schranken durchbrechende Leidenschaft nicht von unserer Verantwortung für Kinder zum Beispiel entbindet, die schon da sind und ein stabiles Elternhaus brauchen, so entbindet uns unser schönes Bedürfnis bedingungslos liebender Sorge nicht wirklich von je zu treffenden Entscheidungen. Verabsolutiert, gerät sie in nicht zu schlichtende Widersprüche mit anderen Anforderungen, auch solchen der Liebe!, kann sie zu einer maßlosen Überforderung werden, bekommt sie etwas Totalitäres: Stell dir bloß mal vor, ein Mensch an der Alzheimer-Grenze würde sich unentwegte Zuwendung in die Hand schwören lassen, was auf geschäftsmäßiger Basis ja durchaus denkbar wäre, *sich dabei aber auf die Liebe berufen!*

Andere transzendente Absolutheitsansprüche der Liebe, die man zugleich anerkennen und als „überschießende Abkürzungen“ entzaubern müsste, sind z.B.:

- die Ewigkeit der Liebe,
- dass man den andern ganz um seiner selbst willen lieben müsse,
- dass Liebe selbstlos sei,
- dass sie ganz spontan sein müsse, was sich z.B. überhaupt nicht damit verträgt,
- dass wir unbedingte Verlässlichkeit in Liebesdingen benötigen;
- dass in ihr sich ein unmittelbarer Gefühlsdurchbruch von Seele zu Seele vollziehe,
- Verschmelzung der Seelen, nicht wirklich zu vermitteln damit, dass
- jeder ganz er selbst bleiben will und soll.

Eine „rettende Entzauberung“ solcher Absolutheitsansprüche, wie sie mir vorschwebt, scheinst du mir mit deiner Kritik des christlichen Liebesgebots (in der Originalfassung des Menschen Jesus selbst) zu leisten:

Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.

Diese Forderung, geht sie auch über jegliches menschliche Maß hinaus? Von den Kanzeln gepredigt. Aber ohne auf den ersten Teil zu achten. Dort geht es um ein Maß der Liebe: Lieben wie sich selbst. Lieben kann man nur, wenn man sich selbst liebt? Wer sich verachtet, ja hasst, nichts von sich hält: Wie kann der lieben. Das Sartre'sche, zur Freiheit verdamnte Ich, das seinem Eigenentwurf hinterher he-

chelt, ohne ihn doch je zu erreichen, nie es selbst ist, kann es wohl nicht. Der Blick des anderen ist der zerstörerische Blick, der das Subjekt nicht Subjekt sein lassen kann, sondern es in ein Objekt verwandelt. Dies ist nur zu überwinden in der (fast) unmöglichen Liebesbeziehung, in der beide sich als Subjekt anerkennen.

Dein letzter Satz hier erfasst ganz viel von dem, was auch für mich den Wesenskern recht verstandener Liebe ausmacht. Zu Sartre allerdings, dessen lange und eindringliche Ausführungen in „L’Etre et le Néant“ ich sehr zu schätzen gelernt habe und sicher auch wieder zu Rate ziehen werde, würde ich die Akzente anders setzen: Der *zerstörerische* Blick des Anderen: *wandelt* er sich nicht in der Liebesbeziehung auch bei ihm schon, und zwar in einen, der wie bei dir in deiner „(fast) unmöglichen Liebesbeziehung“ *die Freiheit und Spontaneität des Anderen anerkennt?*

Zwischenbemerkung: Auch über Nietzsches *Fernstenliebe* müsste man reden, auch über Sloterdijk-Gedanken hierzu, die nicht so abwegig sind wie anderes!

Von dem mit Platon beginnenden und in Hegel kulminierenden Identitätsdenken, das im Unterschied dazu die Vermittlung von Ich und Du und auch die der anderen Widersprüche auf letztlich konfliktfreie, Differenz tilgende Weise leisten will, verabschiede ich mich immer mehr: Das Nichtidentische (der Tod, Demenz, Krankheit, Traumata; das Unbewusste, seelische Pathologien, biografische und kulturelle Prägungen, Klassenlagen...) lässt sich so wenig in Wesenlosigkeit auflösen, wie das Einander-Widersprechende sich auf höherer Ebene „aufhebt“. In diesen Zusammenhang scheint mir auch das Problem einer authentischen Kommunikation von Gefühlen zu gehören, das du aus Erinnerungstiefen und persönlichen Erfahrungen heraus anrührend und plastisch entwickelst:

Ich erinnere mich, halb erwachsen, aber Existentialisten, die wir waren, mit schwarzen Jeans und Pfeife rauchend lagen wir auf unseren Betten im Internat. Wir waren uns sicher, wir waren die Generation, unfähig zu lieben. Werther zu sein, dazu fehlte uns der Mut, die reine Liebe der Minnesänger war uns zu rein und die Sugar - Babies eines Peter Krauss, nun, das war eben doch nicht die große Liebe.

Wir hatten reden gehört von der Liebe, auch im Religionsunterricht, wo uns weisgemacht wurde, ein Kuss sei nichts anderes als der Ersatz für das, was man unten nicht dürfe und somit zu verwerfen. Wir lasen heimlich Lady Chatterley und fühlten uns schuldig.

Und doch meldete, rumorte es mit Macht aus unserer tiefster Seele, kam aus dem Dunkel in uns, aus dem "gouffre amer". Vom Stammhirn und seinen Aufgaben wussten wir noch nichts. Es drängte ins Bewusstsein und wir brauchten Worte, um der mächtigen Gefühle Herr zu werden. Mensch bedarf der Symbole, bedarf der Sprache, der Bilder, nicht nur um das, was da hinaufdrängte aussprechen zu können, nein, um dessen überhaupt erst gewahr zu werden. Ohne Sprache vielleicht doch keine Liebe? Aber das Angebot der Bilder, der Worte, der Geschichten ist ein Angebot anderer. Es trifft manchmal fast genau das, was ich fühle. Aber eben doch nur fast. Ist das Subjektivste überhaupt in ein Abstraktum zu überführen? Da gibt es Geschichten, doch diese kommen wieder von anderen Geschichten, die wieder von anderen kommen. Kein Anfang, kein Grund, der bodenlose Brunnen in Manns „Joseph und seine Brüder“. Authentisch zu fühlen, zu lieben: nicht möglich? Vielleicht nur auszudrücken in der Musik.

Wie von keinem anderen Zustand wird die Echtheit des unmittelbaren Ausdrucks von der Liebe gebieterisch eingefordert, aber handelt es sich nicht auch hier wieder um so einen short-cut, mit dem zwar etwas notwendig zu Erhoffendes entworfen, aber nichts wirklich Mögliches ergriffen wird? Gerade beim "Ich liebe dich" zeigt es sich drastisch: im richtigen Moment intimster Vertrautheit ausgesprochen, soll es unmittelbar von Seele zu Seele fließen und ist doch, bei Licht betrachtet, die gängigste aller Floskeln. Wieder macht uns Hegel, machen uns die Philosophien der Identität etwas vor: dass wie im Reich der Gedanken so auch im Reich der beseelten Leiber restlose Verschmelzungen möglich wären, jedenfalls "Aufhebungen", Syntheseis, in denen alles Wesentliche enthalten sei; dabei stehen wir vor der wahrhaft unendlichen, niemals abschließend zu lösenden Aufgabe, zuinnerst und persönlichst Empfundenes in Gesten, Zeichen, Worten und Bildern auszudrücken, die zumindest in ihren Molekülen Gemeingut sind. Allerdings scheint mir die Liebe – und gerade darin zeigt sich ihre beheimatende und utopisch vorauseilende Kraft – unter allen Praxen der Kommunikation (und zwar deswegen, weil sie „mimetisch“ Haut auf

Haut, Leib auf Leib, „Seele“ auf „Seele“, Erinnerung auf Erinnerung, Verborgenes aufs Verborgene legt) diejenige zu sein, welche die Grenzen des Einander-Verstehens am weitesten verschieben kann, weit über die Grenzen des Alltags oder auch der wissenschaftlichen Untersuchung hinaus, am ehesten noch der Psychoanalyse vergleichbar, aber ins Ziel kann auch sie nicht gelangen, weshalb sich auch hier das metaphysische Identitätsdenken nicht nur als falsch, sondern in der Tendenz als totalitär erweist: die Zeichen, die der geliebte und liebende Andere gibt, als restlos erschöpfenden Ausdruck seiner-selbst-ganz-und-gar einzufordern, bedeutet, ihm sein Anderssein zu nehmen und sich seiner zu bemächtigen. Um das genau auf die Reihe zu kriegen, habe ich weitere Lévinas- und Derridastudien vor.

Interessant ist es nun, dies so wie du damit in Verbindung zu bringen, dass wir andererseits vielleicht nur durch die allen verfügbaren, nach Derrida auf kein Signifikat, sondern nur auf die anderen Signifikanten verweisenden, Zeichen, durch die Sprache und die Bilder, durch Symbole und literarische Beispiele unser Liebesgefühl artikulieren können. Das würde, wieder im Unterschied zu identitätsphilosophischen Vorstellungen, bedeuten, dass ich das Muster eines short-cuts, das mit mir selber erstmal gar nichts zu tun hätte und das selber ein Abstractum, ein Ab-Gezogenes, keineswegs die alles in sich aufhebende Synthese älterer authentischer Erfahrung oder gar eine „Idee“ wäre, nötig hätte, um meinen persönlichen und je ganz besonderen Liebesentwurf zu konstruieren - den normierten Bauplan sozusagen für etwas Neues, ganz Persönliches und Einmaliges, das zwar „rüber“ zu bringen ist, rüber zum Anderen und mit ihm und seiner Dazutat rüber in die Welt – mithin sowohl eine Kommunikation als auch eine Schöpfung – aber doch nur durch allerlei Filter und nie als ganz und gar Authentisch-Identisches, wie das Gefühl selbst und das Identitätsdenken es sich vorstellen. (*Ist das Identitätsdenken nur der unkritische „Traum“ des Liebesgefühls statt seiner Erkenntnis?*)

Inzwischen will es mir fast so vorkommen, als sei schlichtweg „das Leben als Paar“ die einzige „Synthese“, derer die Liebeswidersprüche fähig sind: ein Nacheinander unterschiedlicher, oft ganz gegensätzlich scheinender Zustände, in denen nur eins in proteushaftem Gestaltwandel immer wieder auftaucht: das den entfremdeten Alltag mit seinen Zwängen transzendierende Beiseitetreten zu einem Miteinander, das „gegen den Strich“ *sein-lassend, sich-verlassend-und-findend, einhül-*

lend-öffnend, freisetzend-bindend und kommen-lassend-förderlich ist und dies sein kann, weil die einander widersprechenden Aspekte des Absoluten, die es zu seiner Orientierung hervorbringt, für keine metaphysische Wahrheit zuständig sind und deshalb auch unter keinen Hut müssen. Also „Synthesis“ nur durch eine uneinheitliche, Widersprüche zulassende Lebenspraxis? Die „Liebe selbst“ oder „je meine“, „je unsere“ Liebe die short-cut-mäßige Non-Synthese einer das Leben vorgreifend-überwölbenden Projektion? Ein „Gefühl“ höchster Stufe, weitesten Ausgriffs, das man sich, freilich ohne metaphysische Wahrheitsunterstellung, nach dem Vorbild der mystischen Versenkung, in der es ja auch zur *coincidentia oppositorum*, sogar zur Verschmelzung des Ich mit allem anderen und sogar Gott, oder der Schellingschen intellektuellen Anschauung (und solchen Ausnahmeerfahrungen auch darin ähnlich, dass es wie zu diesen auch zu ihm eines veränderten Gemütszustands bedarf) als eine Vorstellung denken muss, in der selbst das Sich-Widersprechende „nebeneinander“ Platz hat? So wie in Kants reiner Vernunft die denknotwendige Unendlichkeit neben der ebenso denknotwendigen Endlichkeit des Raumes steht, die Freiheit neben der Determiniertheit-von-allem?

Dies wollte ich dazu sagen, dass du mit so bewegenden, von der eigenen Erfahrung getragenen Worten der passionierten Liebe die des Alltags, die des Alters und die der Todesnähe entgegengesetzt hast. Ja, Karl, ja!

Zum Thema Tod möchte ich dir noch ganz, ganz dringend den japanischen Film „Nokan“ empfehlen, der von der *Liebe* handelt, die wir einander *danach* noch antun können, indem wir einander auf die würdigstmögliche Weise aufbahren und bestatten. Man trägt ihn wie ein großes, besonderes Geschenk noch lange mit sich herum.

Deinen erhellenden Gedanken über das Erlernen der Liebe im Sozialisationsprozess kann ich nur zustimmen (und ich fühle, nein: sehe mich erwischt: Hier habe *ich* im Überschwang der scheinbefreiten Leidenschaft und im Übermut utopischer Wünsche in den nach-68er Zeiten wahrhaft gesündigt!):

Aber wo lernen wir, uns zu lieben, uns zu achten, uns zu wollen? Oder wenn wir das schon immer können, wo oder wann wird es uns ausgetrieben?

Kinder, so sagen uns die Psychologen, brauchen Personen, die ihnen vermitteln, nicht nur sagen, aber man kann es ihnen auch nicht oft genug sagen: Es ist schön, dass du da bist, wir möchten dich nicht missen, wir halten zu dir, egal was passiert. So wie du bist. Sie brauchen eine stabile soziale Umwelt, auf die sie sich verlassen können, der sie trauen können. Urvertrauen eben.

Lieben also lernt die kleine Person, indem sie anerkannt, geliebt wird. Zuerst ist da die Liebe eines anderen.

Und die Hirnforschung zeigt uns immer deutlicher: Es sind diese Erfahrungen, die besonders die Neuronen des limbischen Systems zu einem Bewertungssystem vernetzen und die entscheiden, wie Mensch sich in den je gegebenen Situationen zu verhalten hat: Vertrauen oder Angst und Abwehr. Lieben können als Schicksal? Lieben können als Lernprozess und die Lehrer und Lehrerinnen sind die anderen.

An anderer Stelle schreibst du:

Doch Narziss, der sich ja über alles liebt, ersäuft in seinem eigenen Bild. Das Du, welches so wichtig ist für die Selbstachtung, muss loslassen können, wenn nicht, tötet es, wie die Mutter, die ihr Kind erdrosseln will, um es vor der bösen Welt zu retten.

Die Mutter kann ihm nicht für alle Zeit die Brust als Nahrung geben. Der schmerzhafteste Prozess der Entwöhnung und mit ihm die Gefühle der Angst, der Wut und der Aggression und Schuld, sind ebenso lebensnotwendig. So steht Mann also da voller Wut, Rachegefühle, schuldig und voller Angst, aber anerkannt und geliebt und liebend. Oder eben ohne diese Erfahrung, angenommen zu sein. Dann, wie Lamech im Alten Testament, will er mit Gewalt, aus eigener Kraft, diese erzwingen und nimmt fürchterliche Rache. Gewalt und Impotenz vor seinen Frauen. Auch Kain erschlägt seinen Bruder, weil er sich nicht angenommen fühlt. Das lieben Können, ein fragiles Können, dauernd bedroht von Selbstzweifeln und Zurückweisungen, und wenn Liebe gelingen will, da droht schon wieder die Trennung.

*Du gingst, ich stand und sah zu Erden
Und sah dir nach mit nassem Blick.
Und doch - Welch Glück geliebt zu werden
Und lieben, Götter, Welch ein Glück*

Wenn ich dich recht verstehe, bewegst du dich hier in der Nähe von Gedanken, wie ich sie oben um die Stichwörter „verabsolutiert“ und „totalitär“ herum angedeutet habe. Mir wird immer deutlicher, dass vielleicht nichts für die Liebe tödlicher ist als ein ungebremster Verschmelzungswille, als das Nicht-wahr-haben-Wollen von Differenz und unauflösbarer Eigenart, als Distanzlosigkeit und Den-andern-kennen-Wollen! Das Hauptgeheimnis einer guten und dauernden Liebesbeziehung ist vielleicht das Einschwingen-Können in einen Zyklus, in dem der Andere immer wieder als der *ganz* Andere, als *trotz aller Vertrautheit wirklich „fremd“* erscheint (vgl. auch Max Frisch im frühen Tagebuch darüber, dass man sich um den Preis des Liebesverlusts „kein Bildnis“ des Anderen machen dürfe)! Ob es sonst, wie in deinem kleinen Gedicht, auch im Alltag des gealterten Ehepaars noch „kribbeln“ könnte?:

*Manchmal,
wenn unsere Fingerspitzen sich berühren,
läuft mir ein Kribbeln
den Rücken hinab.
Und alles ist gut.
Woher diese Ausdauer?*

In deinen Gedanken zu Orpheus sehe ich mehr eine willkommene Ergänzung und Präzisierung meiner eigenen Gedanken als einen Widerspruch. Während du auf dem *damals Gemeinten* bestehst, springt mein Rebellisches erst heraus, wenn man gegen den Strich und von heute aus interpretiert:

*Orpheus,
danke, lieber Hans, für diese schöne Beschreibung des Reliefs, Deine Worte, wie sie diesen zarten Augenblick einer unendlichen Liebe beschreiben, wie Du in bewegenden Worten die sich entgegenlaufenden*

Strebungen zeigt, die sich in diesem kurzen Augenblick, der niemals stattfinden kann, weil er schon einer anderen, unendlichen Sphäre angehört, sich treffen und doch voneinander fortstreben, alles das hat mich sehr ergriffen. Eine Geschichte, ein Bild voller Emotionen, lebendig, vibrierend vor Zärtlichkeit und doch - ein Stein, fest, unbeweglich, starr.

Ein Mythos, eine Geschichte des inneren Geschehens, eine Geschichte der Seele des Orpheus, des Menschen. Ich stelle mir vor, dieses Relief war ein öffentliches Bild, es stand dort, wo die Bürger zusammenkamen, dem zentralen Platz der Stadt, dem Meson, wo sich Bürgerwille bildete und wo das künstlerisch gestaltete Bild zum anmutigen Ausdruck der städtischen Gemeinschaft wird. Orpheus und seine Liebe, das ist nichts nur Privates, es ist politisch in dem Sinne, als hier die Bedingung der menschlichen Existenz dargestellt ist. Nicht so sehr Rebellion, eher Mahnung, wie es um den Menschen bestellt ist und wo er seine Grenzen findet. Ohne die Göttergabe, die Philia, ist ein menschliches Zusammenleben nicht möglich.

Ja, Orpheus trauert nicht. Trauern kann man ja erst, wenn man einen Verlust zu beklagen und zu verarbeiten hat. Den Tod zu akzeptieren, das fällt schwer, alles lehnt sich dagegen auf, vielleicht nicht einmal gegen den eigenen, aber besonders dagegen, wenn ein über alles geliebter Mensch tot, nicht mehr da ist. Und deshalb keine Trauer, sondern ein trotziges: Er lebt. Auch das wohl eine menschliche Konstante von "Jesus lebt" (nicht umsonst ist im Mittelalter Orpheus christianisiert worden) bis hin zu „Che lebt“. Und mit Hilfe der Gabe der Götter, der Musik steigt er in sein Inneres hinab, bis in seinen tiefsten Grund, wo es den Tod nicht mehr gibt, um dort Abschied von dem geliebten Menschen zu nehmen, Abschied zu nehmen mit diesem Blick, der ein Blick des Abschieds in Liebe, aber auch der furchtbaren Trennung ist, und der ihn an die Oberfläche des alltäglichen Lebens bringt. Dort jedoch kann er, ohne geliebt zu werden, nicht mehr leben, zerrissen, wie er ist, nunmehr die in immerwährender Sehnsucht sich verzehrende dionysische Kreatur. So wie Aktaeon, verwandelt in ein Tier, von seinen eigenen Hunden zerrissen wird, nachdem er Diana nackt gesehen hat.

Abschließend noch herzlichen Dank für das Gedicht von Stefan George, das wirklich sehr schön zu meinen „Haus“-Überlegungen in „Der Liebesprozess“ passt:

Bei George habe ich ein Gedicht gefunden, das diese Orpheusgeschichte mit dem „Haus“ verbindet:

*Fenster wo ich einst mit dir
Abends in die landschaft sah
Sind nun hell mit fremdem licht.*

*Pfad noch läuft vom tor wo du
Standest ohne umzuschauen
Dann ins tal hinunterbogst.*

*Bei der kehr warf nochmals auf
Mond dein bleiches angesicht...
Doch es war zu spät zum ruf.*

*Dunkel - schweigen - starre luft
Sinkt wie damals um das haus.
Alle freude nahmst du mit.*

Lieber Karl, Dein Brief war eine echte Herausforderung und hat mir, mehr als ich zunächst geahnt hatte, entschieden dazu geholfen, wichtige Gedanken noch einmal, besser oder erstmals richtig durchzudenken. So sollte es sein, wobei ich sagen muss, dass ich eine *so* fruchtbare Auseinandersetzung mit einem Mitleser kaum erhofft, aber nicht erwartet hatte und dass so etwas heutzutage sicher ganz selten und zu einer besonderen Kostbarkeit geworden ist. So füge ich meinem Dank die herzliche Bitte hinzu, dran zu bleiben und den Dialog mit mir weiterzuführen.

Als nächstes habe ich vor, die doch mit argen Mängeln behaftete und inhaltlich (auch durch unseren Dialog jetzt) teilweise veraltete ursprüngliche Einleitung zu überarbeiten, den Exkurs über den sogenannten Liebesprozess neu zu fassen (vor allem die Lücken im vorderen Teil zu schließen) und dann philosophisch so richtig zur Sache zu gehen: radikale Kritik der westlich-metaphysischen Liebestheorie, insbesondere Hegels, dann Entwicklung eines *Liebesverständnisses der Nicht-Identität*, wie es sich in diesem Brief ja auch schon, mit Gedanken von dir sich treffend, abzeichnet.

Was inzwischen neu entstanden ist, lege ich dir bei und drücke dich an mein Herz.

Dein Hans

Endnote:

¹ Der besseren Lesbarkeit zuliebe gekürzter Text. Ungekürzt:

Solche Vorstellungen sind passé, sollen im Folgenden aber nach ihrem Wahrheitsgehalt entschlüsselt werden. Hier sei vorweggenommen: Er besteht darin, dass die Menschen, als gesellschaftliche Wesen aus den Naturzwängen entlassen und ins Offene autonomer Selbstgestaltung gewiesen, zu Selbstbewusstsein und Ich-Identität gelangt, gegeneinander vereinzelt und doch mit Empathie ausgestattet, widerspruchsvolle Melange aus Körper und Geist statt deren beseelter Synthese, das natürlich vorgegebene Muster der geschlechtlichen Vereinigung nur dadurch ohne den immer möglichen Rückfall in die Tierheit nachvollziehen, nur dadurch in eine humane Form bringen können, dass sie jene Absolutheitsvorstellungen entwickeln, denen darum aber *keine objektive Wirklichkeit* zukommt: Einander-Erkennen bis in die tiefsten Verästelungen, Ein-Fleisch-Werden (= totale Verschmelzung), Ewigkeit der Lust, dabei unbedingte Anerkennung auch der Eigenständigkeit und Unvertrautheit des Anderen, in dem noch unbekannte Potentiale schlummern, dem eben nicht mit Macht zu begegnen, der nicht festzulegen und in Besitz zu nehmen, in keinem „Bild“ verfügbar zu machen ist, Unendlichkeit der Hingabe, der Fürsorge, der Treue... – das alles „gibt es“ nicht als feststellbare Tatsachen, es ist ja auch nicht einmal miteinander vereinbar, es sind *notwendige Orientierungspunkte am Himmel eines Möglichkeits- oder besser Hoffnungsraumes, in den hinein die Menschen immer etwas noch nicht Dagewesenes schaffen müssen*, wollen sie auf „würdige“ Weise - ihrer Eigenart als für sich und andere Verantwortliche, nicht durch die Instinkte, auch nicht durch gesellschaftliche Institutionen festgestellte Wesen entsprechend - *aus Zweien Eins machen* – und weder bei dem stehen bleiben, was die Tiere so problemlos erledigen, noch bei dem, was sich in der Menschengesellschaft herausgebildet hat, in den bürgerlichen Gesellschaften des Westens auf seinen Höhepunkt gekommen und bis heute bestimmend geblieben ist: ein Miteinander von Monaden, die sich mit zunehmender Individuation gegeneinander abgrenzen, mit einander konkurrieren wie einander funktionalisieren, nach Eigennutz und Verfügung über sich selbst und andere streben und letztlich nur durch *Macht* zusammenzuhalten sind.

...was die Gesellschaft bietet: effektive und realistisch begrenzte, auf Sozial- und Psychoverträglichkeit kontrollierte Bedürfnisbefriedigung im Rahmen von Institutionen und durch Konsum.

So besehen, verliert die „Option“ Liebe sowohl ihre Unverbindlichkeit als auch den Schein ihrer Überholtheit und Regressivität:

Erstens ist sie das Ältere, Urtümliche: Der Natur erwachsen, entsteht sie gleichursprünglich mit der Gesellschaft als ein eigener Möglichkeitsraum jenseits der gesellschaftskonstituierenden Macht, in dem die Individuen sich zur Natur zurückwenden und je zu zweit etwas realisieren, was gesellschaftlich nicht durchgehen würde, weil es sich am Absoluten orientiert – das es zwar nicht gibt, das aber Hoffnung auf jene Transzendenz des Faktischen konstituiert, ohne die Menschensubjekte sich nicht als solche verbinden könnten.

Erstens ist sie das Ältere, Urtümliche: Die Bedingungen der Möglichkeit von Liebe erwachsen in der Natur und erwachsen ihr *mit* dem Entstehen der menschlichen Gesellschaft, in der sie auf spezifische Weise zusammenwachsen und eine kritische Masse bilden, Stoff für die unterschiedlichsten Formen des Explodierens. (Liebe tritt immer punktuell auf, nie als kollektives Geschehen, bildet aber in den Epochen typische, vom Stand der Produktivkräfte, der gesellschaftlichen Hierarchisierung und der individuellen Autonomie abhängige Muster aus). „Liebe als gesellschaftliche Institution“ entsteht schon als Reaktion auf diese kritische Masse: nicht unmittelbare nur als Stillung sexueller Bedürfnisse, sondern immer schon als gleichzeitiger Domestikationsversuch und als Surrogat absolut orientierter Liebe, die sie ihrer Macht unterwerfen möchte ohne verhindern zu können, selber durch sie - als eine Veranstaltung der Macht - kritisch zurückgespiegelt zu werden:.

Zweitens ist sie das Menschengemäbere, des Menschen Würdigere, und zwar deshalb, weil nur sie aus dem Menschen als *ganzem* fließt, während Liebe als Institution zwar auch die Bedürfnisse bedienen kann, aber immer nur als je vom Ganzen der Person isolierte: deren Sex, deren Nähe-, deren Anerkennungsbedürfnis – niemals aber die Ganzheit der Person selbst, die nur *von sich aus* lieben kann und dafür Distanz und Autonomie sowohl den Zwängen als auch den Angeboten der Gesellschaft gegenüber benötigt (der homo sociologicus ist immer auch ein unterdrückter, entfremdeter, zurecht geschliffener Mensch, der homo amans rebelliert gegen diese Beschränkungen oder entwindet sich ihnen, obwohl er sie nicht wirklich los wird und er die Kraft, mit der er das tut, und den Raum, den er dafür findet, der Geschichte, dem Stand der gesellschaftlichen Entwicklung verdankt).



*"Dietmar! Kinder!
"Ich hab mich verliebt!"*

